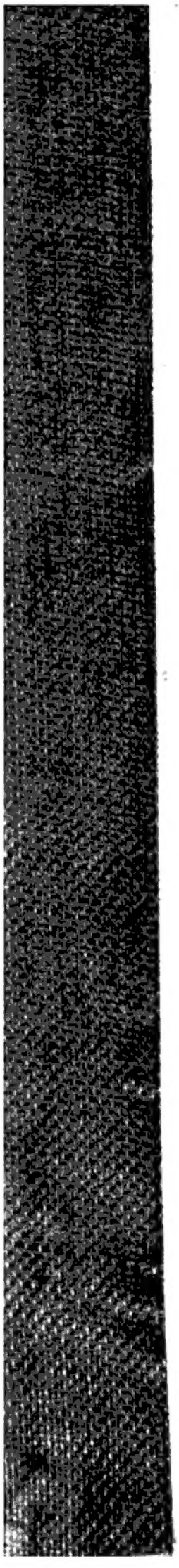
Märchen aus Ostpreussen

Karl Friedrich Baltus

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

GR167
.P9;B52

Digitized by Google

Märchen aus Ostpreußen.

Herausgegeben von

Karl Friedrich Baltus.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Meinen Enkelkindern

vom

alten Großvater.

Digitized by Google

344805

GR161
.P3B2

INDIANA UNIVER
LIBRARY

Digitized by Google

24 Sept. 1940

Der kleine Gernegroß.

In den Hühnerhof kam ein ganz kleines Männchen, das stellte sich hin vor die Gans und redete: „Höre du, du bist die dickste und stattlichste hier, du kannst mir gewiß sagen, wie man das anfängt, um größer zu werden.“ „Du putziges kleines Kerlchen,“ erwiderte die Gans und schob das Männlein mit ihrem Schnabel zur Seite, „das kann ich dir nicht sagen. Wenn du das wissen willst, so mußt du dich an den Hahn dort wenden, der ist der klügste von allen, und was der nicht weiß, das weiß niemand.“

Das Männlein ging hin zu dem Hahn und trug ihm sein Anliegen vor. Der Hahn wiegte sich von einem Bein auf das andere und sah den kleinen Gernegroß herablassend an, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Auge. Nachdem er sich lange Zeit besonnen, gab er zur Antwort: „Es ist schwer, was du verlangst, aber es ist zu machen. Du mußt hingehen zur Musemaus vor ihr Loch und sprechen:

Komm heraus
Aus deinem Haus,
Ich will dich gern was fragen,
Sollst gute Antwort sagen.

Wenn dann die Musemaus kommt, so folge dem, was sie rät, aber ich übernehme keine Verantwortung, hörst du wohl, ich übernehme keine Verantwortung.“

Das Männlein bedankte sich vielmals, ging hin vor das Mäuseloch und sprach wie ihm der Hahn gesagt. Da kam die Musemaus zum Vorschein, zwinkerte mit ihren schwarzen glänzenden Augen und sah sehr ungnädig drein. „Was willst du denn eigentlich, wenn jemand so groß ist, um in ein Mäuseloch hinein- und

SPECIAL COLLECTION

Digitized by Google

hinausschlüpfen zu können, so ist er doch wahrlich groß genug." „Aber ich will noch größer werden," rief das Männlein und stampfte mit den Füßen, „ich will es durchaus und muß größer werden." „So," sagte die Musemaus, „dann magst du es freilich probieren, komm mit." Da ging es denn klipp, klapp, treppauf, treppab, bis sie in der Speisekammer waren. Die Köchin hatte heute zu viel Pfannkuchen gebacken und war von der Frau ausgescholten worden. Nun lag ein ganzer Turm von Pfannkuchen auf dem Teller, und die Musemaus belehrte den kleinen Gernegroß: „Sieh, ich will dir einen Weg von unten hinein machen, dann mußt du dich durchessen bis oben, hast du dich aber bis oben durchgegessen, dann kannst du wachsen, so hoch du willst." Das Männchen kroch hinein und aß und aß sich durch, immer in die Höhe, und war schon bis zum letzten Pfannkuchen gekommen. Da rasselte der Schlüssel an der Speisekammertür, und vor Schreck sprang das Männchen empor und vom Tisch herunter, und ein Stück von dem letzten Pfannkuchen hing richtig wie ein großer Mantel um es her bis auf die Füßchen hinunter. Die Köchin aber rief in hellem Zorn: „So, nun werden mir die Pfannkuchen auch noch lebendig!" und warf Pfannkuchen samt Männlein zum Fenster hinaus, gerade in den Hühnerhof. Da gab es aber einen Mordlärm, als der kleine Gernegroß sich herausschälte aus dem Pfannkuchen. „Gock, gock," rief der Hahn, „gack, gack," quakte die Gans, und das Männlein lief eiligst hinaus und war froh, daß es mit heiler Haut davon gekommen war.

Digitized by Google

Der Goldschuh.

Aus Haus und Hof hatten sie den jungen Erben fortgestoßen, der es eigentlich hätte sein sollen, und nun ging er arm und verlassen in die Fremde hinaus. Er kam bis dahin, wo er einen goldnen Schuh fand, gefüllt mit Blut. „Schütte es hierher," rief eine Stimme von rechts aus dem Wasser. „Nein, schütte es hierher aus," klang es von der linken Seite. Er nahm den Schuh sorglich auf und betrachtete im Weiterschreiten das Blut, welches fast schon geronnen war. Da sagte das zu ihm: „Schnell, schnell, noch ein paar hundert Schritte weiter, und du findest sie, der der Schuh gehört." Und wie er so weit gekommen war, saß ein Frauenbild da, dem schüttete er unbesehen das Blut in den Schoß. Kaum war das geschehen, da stand sie auf und er sah nun erst, wie häßlich über die Maßen sie sei. Sie sprach: „Kniee vor mir nieder und zieh mir den Schuh an." Da schüttelte er den Kopf und blieb stehen. Nun kniete sie nieder vor ihm und fragte: „Willst du mein Gemahl werden? Ich bin vornehm und reich wie wenige." Er aber wollte nicht, denn er hatte schon oft im Traum ein Mädchenantlitz gesehen, nach dem stand ihm der Sinn. Die Häßliche wandte sich um und rief noch im Abgehen: „Den Schuh behalte nur, den wirst du mir doch noch anziehen." Wie er ihr noch ein Weilchen nachschaute, nahm er wahr, daß sie hinke und einen Buckel habe. Er lachte laut auf: „Da müßte ich doch erst zum Esel werden, wenn ich der den Schuh anziehen und sie heiraten sollte." Aber er steckte doch den Schuh in seinen Ranzen, als er fürbaß zog. Bald kam er an eine Herberge, die sah gar fein und stattlich aus mit ihrem blanken Schild,

Digitized by Google

als wolle sie voll Verachtung herabblicken auf das ärmliche Krughäuschen gegenüber. Der Bursche griff nach seinem schmalen Geldbeutel und dachte, er müsse doch wohl bescheidentlich in die Krugwirtschaft gehen, bis ihm einfiel, daß er ja den goldnen Schuh habe, der ihm doch sonst nichts nütze sei. Er ging also erhobenen Hauptes in die schöne Herberge hinein und bestellte sich keine schlechte Mahlzeit, die er gesunden Hungers und Durstes verzehrte. Dann rief er den Wirt herbei und sagte dem, er wolle ihn anstatt mit Geld mit einem großen Wertstück bezahlen, der Wirt brauche ihm gar nicht darauf herauszugeben. Und reichte ihm den Goldschuh hin. Der Wirt schrie laut auf: „Du gehörst gar zu der Räuberbande, die unsre Prinzessin fortgeschleppt und gewiß ermordet hat, an ihrem Schuh klebt ja noch Blut!“ Die Gäste und Knechte, die herbeigestürzt kamen, ergriffen ohne weiteres den jungen Burschen und schleppten ihn bis zur Stadt vor den König. Der herrschte ihn schrecklich an, da er den Schuh seiner Tochter gleich erkannte, und wollte die Wahrheit hören. Die Erzählung des Gefangenen mußte man aber für Lüge halten, da die Gegend schon genau abgesucht worden war, um die Prinzessin zu finden. So ward gleich der Spruch gefällt, daß er am frühen Morgen bei Sonnenaufgang die Galgenleiter besteigen solle. Ueber den Kopf aber solle ihm als Wahrzeichen der Goldschuh gehängt werden, den man gleich wieder in den Ranzen steckte, als der arme Sünder ins Gefängnis geführt wurde. Daselbst verfiel er in einen tiefen Schlaf und träumte von dem schönen Mädchenangesicht, das er so gut kannte. Als er vor Tagesgrauen erwachte, überkam es ihn wie Verzweiflung. Er ergriff den Unglücksschuh, schlug sich mit dem Absatz vor die Stirn und rief: „O Esel, o Esel, du verdienst es zu sein!“ Schwapp, war er in einen richtigen Grauesel verwandelt, und der Schuh hing ihm am Halse. Die Gerichtsschergen, die kamen, wußten mit dem Tier nichts anzufangen, als sie es auf den Galgenplatz

Digitized by Google

herausgelassen hatten, und schauten sich ratlos an, bis man von der andern Seite zwei eben eingefangene Räuber brachte. Die beteuerten vor dem König, daß sie von der Prinzessin nichts wüßten, und schwiegen dann auf einmal still, als die Häßliche dicht vor ihnen stand. Da gaben sie klein bei und erzählten, als sie nach der Königstochter gestochen hätten, sei die verschwunden, und die Häßliche habe an ihrer Stelle gestanden. Die nickte dazu und winkte den Grauesel herbei. Wie es nun sein mag, ob Eselsverstand manchmal über Menschenverstand geht, genug, der Esel kniete vor der Häßlichen nieder, schüttelte den Schuh von dem Hals und zog ihn ihr mit der Schnauze an. In dem Augenblick war er wieder der frische Bursche, und die Häßliche war das schöne Mädchen seiner Träume. Sie war aber auch sehr vornehm, denn sie war die verlorene Prinzessin. So hatte er ihr doch den Schuh angezogen und wurde ihr Gemahl.

Des Kindes Brot.

Einem Mann war seine Frau gestorben, und die einzige Freude im Leben, die es nun noch für ihn gab, war der kleine Junge, den sie ihm hinterlassen hatte. Als sie nun eines Mittags gerade bei Tische saßen, brach in der Nähe Feuer aus, und wie sie rasch hineilten nach der Unglücksstätte, flog ihnen ein brennender Balken entgegen, der den Kleinen traf und augenblicklich tötete.

Bei der Heimkehr vom Begräbnis seines Kindes fand der Vater auf des Kindes Platz ein Stück Brot

Digitized by Google

liegen, in das sein Liebling gerade hinein gebissen hatte, bevor sie zur Brandstätte eilten, und die Zähnchen waren noch ganz deutlich in dem Brot abgedrückt.

Der Vater verschloß das Brot und brachte seine Tage in Trauer und Kummer hin. Jedesmal aber, wenn wieder ein Jahr herum war seit dem Todestag des Kindes, holte er das Brot aus dem Schrank und brach sich ein winzig kleines Bröcklein davon ab, das er mit seinen Tränen aufweichte und aß. Am liebsten wäre er freilich auch gestorben. Doch das wollte nicht kommen. Viele, viele Jahre vergingen, er war ein uralter Mann geworden, und die Nachbarn meinten unter sich, er könne nicht sterben, weil er von dem Stückchen Brot äße. Denn sonst aß er ja kaum etwas und gab alles, was er geben konnte, den Armen.

Nun war er ein hundertjähriger Greis, als wieder der Todestag des Kindes herankam, und das Stück Brot war verschwunden bis auf die Stelle, wo die lieben Zähnchen hinein gebissen hatten. Langsam suchte er, wo er noch ein einziges winziges Bröcklein abbrechen könne, ohne die Stelle zu zerstören. Da faßte eine kleine Hand die seinige und nahm ihm das Brot ab. Vor ihm stand sein Kind mit strahlenden Augen, schlang die Aermchen um seinen Hals und herzte und küßte ihn, bis dem Vater vor lauter Seligkeit das Bewußtsein schwand.

„Wie schön und jung er aussieht", sagte die alte Nachbarin, die er vor mehr als siebzig Jahren aus der Taufe gehoben hatte, als sie des anderen Morgens an seinen Sessel hintrat, worin er, noch im Tode lächelnd, ausgestreckt lag.

Digitized by Google

Hundegrete.

Vor vielen Jahren trug es sich zu, daß ein Bursche gerne um das schönste Mädchen im Ort gefreit hätte, aber immer von seinen Bekannten abgehalten wurde, die ihm sagten, daß die Schönste auch die größte Hundenärrin sei und nie einen Mann von Herzen gern haben könne. Was hilft aber alles, wenn die Liebe einen Mann blind macht? Nicht lange dauerte es, da wurde Hochzeit gehalten, und das Ehepärchen schien anfangs wirklich alle schlimmen Vorhersagungen Lügen zu strafen.

Da erkrankte der Mann plötzlich schwer, und der herbeigerufene Arzt sagte, es sei die höchste Gefahr und nur dann Hoffnung auf Besserwerden, wenn die Arznei, die er anordnete, in längstens einer Stunde zur Stelle wäre. Eiligst machte sich die Frau auf den Weg, um den Heiltrank bereiten zu lassen und kehrte nach kaum einer halben Stunde zurück.

Am Eingang des Dorfes fand sie einen dicken fetten Mopshund, der sich überfressen hatte und am Boden liegend gar kläglich tat. „Ich habe ja noch viel Zeit", sagte sie sich, „dem schönen guten Tier muß ich doch erst noch helfen, ehe ich weiter gehe." Setzte sich neben den Mops, streichelte und liebkoste ihn so lange zärtlich, bis er am Ende sein heiseres Fettgebell wieder anfing. Dann lief die Frau aber doch mit Schritten, so schnell sie konnte, nach Haus und kam gerade, als der Mann unter den Händen des Arztes gestorben war. „O", rief sie keuchend und erbost, „da hätte ich auch noch länger bei dem Mops bleiben können." „Geh doch hin, du Hündin", sagte der Arzt grimmig, und wie er das gesagt, war sie in eine

Digitized by Google

räudige, zottige, häßliche Hündin verwandelt, die heulend das Haus verließ.

Wenn aber die Abendglocke ausgeläutet hat, dann kann man das Tier noch immer an dem entlegensten Anger scheu herumschleichen sehen, als hoffe es doch noch erlöst zu werden.

Das Eichhorn am Galgen.

Zu einem Kürschnermeister kam ein Wandergeselle, das Handwerk zu begrüßen, und heischte Arbeit und Unterkunft. Kaum hatte er aber gefragt, als es ihm auch schon leid tat. Denn wie er den Meister näher betrachtete, meinte er in seinem ganzen Leben noch kein so falsches und boshaftes Menschenantlitz gesehen zu haben. Das half aber nichts mehr, denn der Kürschner nahm ihn gleich und führte ihn in die Wohnstube. War ihm der Meister zuwider, so gefiel ihm die Frau um so besser, denn die war ein gar hübsches junges Geschöpf, nur sehr blaß und verhärmt. Woher das kam, merkte der Geselle bald; denn der Mann behandelte seine arme junge Frau ganz abscheulich, so daß die ewige Quälerei und Mißhandlung kaum mehr anzuschauen war. Der Geselle hätte gern sein Bündel geschnürt und wäre weiter gezogen. So oft er aber daran dachte und dann die Meisterin anschaute, war es ihm, als dürfe er sie nicht verlassen. Er war ihr aber auch ein wirklicher Schutz geworden, denn der Meister scheute sich vor ihm doch ein wenig, wenn er in des jungen Menschen ernste fromme Augen blickte.

Digitized by Google

Eines Sonntag nachmittags war dieser allein in den Wald spazieren gegangen und hatte sich, wie er müde geworden war, auf ein frisches Moosplätzchen niedergelassen. Kaum lag er eine Weile, da rannte ein Eichhorn von seltener Größe an ihm vorüber und sprang jenseits des Wegs in ein Fichtendickicht. Der Geselle schlich neugierig nach und erblickte das große Eichhorn, wie es ein häßliches einäugiges Eichhornweibchen mit Zärtlichkeiten überhäufte, während um beide eine ganze Schar halberwachsener und sehr frech dreinschauender junger Eichhörnchen herumsprang. Auf einmal bemerkte ihn die Gesellschaft und sprang zeternd und keifernd auseinander; das große alte Eichhorn aber sah noch einmal zurück, als wolle es ihn auffressen.

Als er zum Dickicht hinaustrat auf den Weg, prallte er grade auf seinen Meister, der aber kein Wort mit ihm sprach, ihn nur mit tückischen Augen ansah und eiligst davonging. Am anderen Morgen hatte der Gesell noch nicht lange in der Werkstatt gearbeitet, als die Tür sich öffnete und zwei Gerichtsschergen auf ihn zugingen, die ihn festnahmen. „Er hat gestohlen", riefen sie der hereintretenden Meisterin zu, „euer Mann hat ihn angeklagt wegen eines Beutels voll Geld." „Ach Gott", rief die Frau erschrocken, „er ist gewiß unschuldig." „Das wollen wir gleich sehen", erwiderten die Gerichtsschergen, und so ging es hinauf in des Gesellen Kammer, wo sich richtig der gesuchte Beutel im Bett versteckt fand. Nun half ihn alles nichts mehr; wie er auch seine Unschuld beteuerte, die Richter verurteilten ihn zum Galgen.

Auf der Leiter schaute er sich noch einmal recht wehmütig um, da bemerkte er auf dem Baum ihm grade gegenüber das große Eichhorn, das ihn mit stechenden, boshaften Augen anstarrte. Auf einmal schoß dem Gesellen ein Gedanke durch den Kopf. „Ihr Richter", rief er, „soviel ich weiß, ist es Brauch, daß man dem Verurteilten in seiner letzten Stunde noch eine Bitte gewährt, falls sie nicht auf seine Begnadigung geht und nicht schwer zu erfüllen ist. Wollt ihr

Digitized by Google

mir eine Bitte gewähren?" „Gewiß, gewiß", sagten die Richter. „Nun so fangt das Eichhorn da drüben auf dem Baum und hängt es vor mir an den Galgen." Viele lachten ob der seltsamen Bitte, aber gewährt war sie und das Eichhorn trotz seiner wütenden Sprünge rasch eingefangen in der großen Volksmenge. Der Henker nahm es, wie es auch kratzte und biß, und hing es in die Schlinge, bis es sich zu Tod gezappelt hatte.

Mit einem Mal aber brachen Richter und Volk in ein lautes Verwunderungsgeschrei aus, denn statt des Eichhorns hing der Kürschnermeister in der Schlinge. „Seht, seht den Hexenmeister und Schelm", rief alles, „nun laßt aber auch schnell den unschuldigen Gesellen los." Und sie holten ihn im Triumph herunter und führten ihn zurück in die Stadt.

Nicht gar zu lange nachher heiratete er die Meisterin, und sie lebten miteinander wie im Himmel, denn sie hatten vorher ein tüchtiges Stück Hölle gekostet.

Die schlimme Krügerin.

Die Bauern munkelten schon seit Jahren, daß die Krugwirtin ihnen die Zeche abends mit falscher Kreide anschriebe, aber es wagte sich doch keiner ernst heraus mit der Sprache, denn sie war ein schlimmes gewalttätiges Weib, dessen man sich übler Behandlung zu versehen hatte.

An einem Abend war der große Tisch im Krugzimmer dicht besetzt, denn zu den Bauern hatten sich noch einige fremde Wanderer gesellt, die hatten von den Bauern gehört, wie es die Krügerin trieb und

Digitized by Google

führten nun Stichelreden bis auf einen unter ihnen, der ganz still dasaß. Das war aber ein großer mächtiger Mann mit dunklem Gesicht, scharfer Hakennase und glühenden Augen; auch trug er eine Hahnenfeder auf dem Hut und bewegte den einen Fuß etwas schwerfällig.

Als die Redensarten der Fremden immer deutlicher wurden, begann die Krügerin anfangs grob zu werden und verschwur sich dann, es gehe bei ihr alles mit rechten, ehrlichen Dingen zu. Und wenn es nicht wahr sei, schrie sie zuletzt, so solle der Teufel sie auf der Stelle holen. Da drehte der Mann mit den glühenden Augen die Tischplatte um, an der sie saßen, und hatte unten die Zeche eines jeden Gastes aufgeschrieben, wie sie wirklich war. Und das stimmte schlecht mit der doppelten Kreide der Krügerin. Der unholde Mann spie sie mit Schwefeldampf an, worauf sie zu einer schwarzen Stute ward, die er bestieg und hinauspeitschte.

Um Mitternacht kam Roß und Reiter in das Kirchdorf vor die Schmiede, wo alles in tiefem Schlafe lag. Der Schmied wurde geweckt und vernahm, daß er das Roß beschlagen solle. Deß weigerte er sich lange, mußte aber nachgeben, als der Reiter ihn im Genick schüttelte. Beim ersten Nagel wendete die Stute den Kopf zum Schmied und sagte: „Gevatter, et daut wieh.“ Der Schmied erschrak heftig und wollte nicht weiter arbeiten, bis ihn der Reiter abermals im Genick schüttelte. Beim zweiten Nagel schoß das Blut aus dem Huf, und es brach ein so furchtbares Donnerwetter los, daß dem Schmied und seinem Gesellen Hören und Sehen verging.

Vor der Schmiede fanden sie aber am Morgen die Krügerin mit blutendem Fuß auf der Landstraße liegen.

Digitized by Google

Pickel=Pockel.

Am Meeresufer wohnte ein Fischer mit seinem Weib und sieben Kindern in einem kleinen Hüttchen und hatte liebe Not genug, mit den Seinigen durchs Leben zu kommen. Fleißig war der Mann vom frühen Morgen bis späten Abend und die Frau dazu, und auch die Kinder griffen wacker an, so gut sie konnten. Aber es half alles nicht. In der See gab es die schönsten Fische in Menge, und nirgends konnte man bessere und sorgfältiger gehaltene Netze und Angeln sehen als in dem Fischerhäuschen; die paar Stücke Ackerland, welche dazu gehörten, waren von großer Fruchtbarkeit und immer trefflich bestellt; im Kuhstall und bei den Hühnern fehlte es an keiner Pflege und Wartung. Aber alles war vergebens, der Fischer blieb arm, und es ging gar schmal und knapp her. Daran war niemand schuld als der Klauterbold, der immerfort seinen bösen Spuk trieb. Bald kam das Fischnetz zerrissen oder mit Schlamm und Steinen gefüllt aus der See, bald fand sich ein ganzer Haufen unreifer Kornähren abgeschnitten oder sonst ein Schabernack im Feld, bald war der Milchkübel umgeschüttet oder waren die Eier im Hühnerstall zerbrochen. So ging der Unfug fort, und es ging immer mehr bergab mit dem Wohlstand.

Von den sieben Kindern war nur das jüngste ein Knabe, der hieß Pickel=Pockel, auch nannten ihn die sechs Schwestern, weil sie ihn für gar zu dumm hielten, Dummerjahn. Pickel=Pockel nahm sich das Mißgeschick im Hause am meisten zu Herzen und ging oft nachdenklich herum mit seinen kleinen Beinen und grübelte, wie man dem bösen Klauterbold wohl am besten beikommen könne.

Digitized by Google

Eines Tages, als er so vor sich hinschlenderte, sah er ein junges Vögelchen auf dem Weg liegen, das war aus dem Nest gefallen und piepte gar jämmerlich. Pickel-Pockel hob das Tierchen auf und sah sich um, bis er das Nest gefunden hatte; da setzte er das Ding hinein zu den andern. „Pickel-Pockel," sprach auf einmal die alte Nachtigall neben ihm, „das war schön von dir. Nun passe aber auf und höre genau zu. Heute abend gerade bei Sonnenuntergang gehe hinüber nach der langen Düne und krieche vorsichtig hinauf. Da wirst du auf der anderen Seite den Klauterbold tanzen sehen. Merke wohl darauf, was er treibt und spricht, dann kann euch geholfen werden."

Pickel-Pockel tat, wie ihm die Nachtigall geraten; da tanzte der Klauterbold und sang:

Wasser, Erde und Luft
Sind mein.
Heut reit ich im Mondscheinsduft
Hinüber ins Haus
Und schütte den Milchtopf aus.
Wenn nur allein
Das Feuer nicht wär',
Das kann ich nicht leiden,
Das brennt mich gar sehr,
Das muß ich meiden.

Kaum hatte Pickel-Pockel das gehört, so lief er spornstreichs nach Hause, legte dürre Reisigbündel zurecht und versteckte sich, um auf den Klauterbold zu passen. Der kam auch bald, halb auf der Erde hüpfend, halb im Mondscheinnebel fliegend, und kroch durch den Rinnstein in die Küche. Schwapp hatte Pickel-Pockel einen Kreis von Reisig-Bündeln davor gelegt, und als Klauterbold herauskommen wollte, zündete er sie an und schob noch ein brennendes Bündel über den Rinnstein. Nun flackerten die Flammen unten, neben und oben, daß Klauterbold wie in einem Feuerhaus saß und ein entsetzliches Gebrüll anfing vor Schmerzen: „Laßt mich los, laßt mich los, ich will euch nie

Digitized by Google

wieder einen von den alten Streichen antun und eurem Haus nie wieder auf zehn Meilen nahe kommen." Die Eltern und Schwestern kamen herausgestürzt und wollten ihn loslassen, wenn er einen heiligen Schwur darauf täte. Pickel-Pockel aber traute nicht, und als er das sagte, fielen die Schwestern über ihn her und schalten: „Dummerjahn, will besser verstahn." „Ja, ja, ihr lieben Mädchen, ich tue den heiligen Schwur und will jeder von euch noch etwas besonders Schönes geben." Eiligst rissen sie nun die brennenden Bündel weg. Klauterbold war aber kaum frei, so flog er in den Mondscheinnebel und pfiff sechsmal und warf jedesmal einer der Schwestern etwas Weißes vor die Füße. Kaum hatten sie es aufgehoben, als sie auch schon in sechs Schneegänse verwandelt waren, die laut schnatternd davonflogen.

Nun ging der Jammer erst recht an in dem Fischerhäuschen. Die Mutter schlich den ganzen Tag mit rotgeweinten Augen herum, und auch auf des Vaters Gesicht sah man kein Lächeln mehr, obgleich sie jetzt zu leben hatten in Hülle und Fülle und ihr Wohlstand täglich mehr gedieh. Das konnte Pickel-Pockel am Ende nicht mehr mit ansehen, und als sich gerade das Jahr wendete, seitdem die Schwestern verschwunden waren, erklärte er, er wolle ausziehen, sie zu suchen. Die Mutter weinte noch stärker, als sie das hörte, und auch der Vater war sehr traurig, daß nun ihr letztes Kind von ihnen fortginge. Sie ließen ihn aber mit ihrem Segen ziehen, und Pickel-Pockel wanderte wohlgemut fürbaß.

Als er an der Nachtigall vorüber kam, rief die ihm zu: „Denke dir, ich habe deine Schwestern gesehen, die schnatterten und klagten aber zum Erbarmen. Der Klauterbold hat Macht über sie, daß sie eurem Hause nicht auf zehn Meilen nahe kommen dürfen, und da halten sie sich jetzt drüben auf dem großen Teich auf, an dessen Ufer das Schmiedehaus steht; weiter als dahin dürfen sie nicht. Und du darfst auch

Digitized by Google

nicht hinüber, sonst kann er auch an dich kommen. Aber du wirst dir schon zu helfen wissen," schloß die Nachtigall und sang ihm noch ein wunderschönes Lied zum Lebewohl.

Als Pickel-Pockel folgenden Tages vor das Schmiedehaus am Teichufer gekommen war und sah, wie darin alles von Feuerfunken sprühte, lachte er mit dem ganzen Gesicht und meinte: „Aha, da bin ich ja gerade vor der rechten Schmiede." Trat flugs und unverzagt hinein und fragte den Schmied, ob er mit hämmern dürfe. „Warum denn nicht", erwiderte der, dem der frische Bursche gefiel, und so hämmerte und streckte dieser dann bis zum Feierabend. Dann nahm er sich sein Abendbrot mit und ging hinüber über den Weg, um sich da sein Nachtlager zu suchen. Kaum war es in der Schmiede still geworden und das Feuer in der Esse erloschen, als Klauterbold wutschnaubend hineinstürzte und nach Pickel-Pockel suchte. Er konnte ihn aber nicht finden. Am anderen Abend hingegen blieb der ganz ruhig in der Schmiede, machte sich die größte Zange glühend und verbarg sich damit in einer Ecke. Wie nun Klauterbold hereinstürzte, packte er ihn mit der glühenden Zange, legte ihn auf den Amboß und bearbeitete ihn so lange, bis der Kobold in lauter Brocken und Feuerfunken zerflogen war.

Da gab es in dem Teich neben der Schmiede ein lautes Geplätscher und Geschnatter. Einen Augenblick nachher traten die sechs Schwestern herein und überhäuften den Bruder mit einem solchen Schwall von Liebesbezeugungen und Dankesworten, daß ihm trotz aller Freude fast angst und bang dabei wurde.

Nächsten Tags hatte sich die Nachricht von dem, was geschehen, in der ganzen Gegend verbreitet, und die Leute strömten scharenweise herbei, um zu sehen und zu hören. Und da auch bekannt geworden war, wie wohlhabend der früher so arme Fischer jetzt sei, so hatte bald jede von den Schwestern einen Freiersmann, daß es eine Lust und ein Leben war, nicht zu

Digitized by Google

sagen, als der Zug zu den Eltern am Meeresstrande ging.

Pickel-Pockel aber dachte bei sich: ich will doch so leicht nicht heiraten, und wenn ich ja einmal eine Frau nehme, darf sie mir nicht zuviel schnattern.

Der Ritter und der Bauer.

Ein Bauer, dem das Schmalz auf dem Brot nie gut und dick genug gewesen war, hatte ausgewirtschaftet und mußte froh sein, wenn er mit seinem hoffärtigen Weib noch trockenes Brot zu essen hatte.

Vor der armseligen kleinen Waldhütte, in welcher sie jetzt wohnten, flog gegen Mittagszeit eine Krähe auf den Boden, äugte den Bauer an und schrie mörderlich. Er ging auf sie los, und die Krähe hüpfte und hüpfte vor ihm immer weiter. Auf einmal flog sie auf und war verschwunden. Da merkte der Bauer, daß er vor dem großen geborstenen Stein stand, den die Umwohner gern mieden, weil gar seltsame Sage von ihm ging. Am Mittag der Wintersonnenwende solle, so sagte man, ein geharnischter Rittersmann aus dem Stein hervor kommen, der habe Menschen, welche grade da waren, schon viel Gutes aber auch schon viel Böses erwiesen. Wer von den alten Heiden im Land abstammte, denen soll er gern Böses tun, denn die Heiden hatten ihn verbrannt vor dem großen Stein um Mittagszeit der Wintersonnenwende.

Die war nun wieder gekommen, und der Bauer erblickte den alten Ritter leibhaftig vor sich. Er faßte sich ein Herz und sprach: „Herr Ritter, ihr könnt Gutes und Böses tun, tut mir Gutes und ich will euch hoch preisen.“ „Hm“, sagte der Ritter, mit scharfen

Digitized by Google

Augen den Bauer anstarrend, „grade so wie du sah der Kerl aus, der damals den Holzstoß anzündete. Aber es mag ja sein; gehe demütigen Sinnes nach deinem früheren Besitztum, und es wird wieder dein gehören, aber sei und bleibe einfach und zufrieden, sonst beklappe ich dich."

Der Bauersmann ging nach dem Dorf und trat in die Stube des Gehöftes. Da saß richtig seine Frau, nur, anstatt in Lumpen und Kummer wie seither, in Flitterstaat und Uebermut und griente mit dem ganzen Mund. „Nun will ich uns aber ein feines Mahl rüsten, desgleichen noch keines dagewesen ist auf unserem Gehöfte." Der Bauer wehrte anfangs ab, wurde aber beim Zureden der Frau immer lüsterner und meinte dann auch, gedarbt hätten sie doch lange genug, nun könne auch wieder Freude und Wohlleben herrschen.

Als sie nun hoch tafelten, wurmte es ihn arg, wenn er an den Rittersmann mit seiner scharfen Strafrede dachte, und um das zu betäuben, ergriff er den Laib Schwarzbrot und warf ihn zum Fenster hinaus in den Schneeschmutz mit den Worten: „Was hat solch elendes Zeug auf unserem Tisch zu tun?"

Kaum gesagt, da krachte es über ihnen wie Donner, daß sie besinnungslos zu Boden fielen. Wie sie dann erwachten, waren sie wieder in der armseligen Waldhütte mit ihren Lumpen und glotzten sich verstört an.

Kegelklas.

Klas hieß er und war der flotteste Kegler weit und breit. Wo auf einer Bahn Kegel geschoben wurden, konnte man fast immer sicher sein, Klas nicht nur dabei zu finden, sondern auch voran als den Besten und hinten an als den, der es am längsten aushielt.

Digitized by Google

Und des Nachbars Liese, die sein Schatz hatte sein wollen, war ihm gram, weil er es ihr zu bunt trieb, und verkam doch schier vor Liebe zu ihm.

So hatten sie auch einmal gezecht und gespielt bis tief in die Nacht hinein. Die andern waren trunkenmüde und wollten heimgehen, der Klas aber hatte wieder keine Ruhe. Er stürzte noch einen Trunk hinab und rief, sie sollten jetzt noch einen stolzen Königswurf sehen. Wie er warf, fiel alles um bis auf den König und den Vorderkegel. Da ärgerte er sich sehr und es war ihm, als müsse er sich den Kopf abreißen. Und nun, pardautz, lag der Vorderkegel, aber auch der König mit auf der Erde. Ehe die anderen aber noch spotten konnten, sprang plötzlich der Kegelkönig wieder auf, hopste dreimal auf und ab und stand dann mauerfest auf seinem Platz. Da schlichen die anderen sich still davon. Klas aber meinte, sein Kopf müsse bei den Kegeln liegen und wühlte und wühlte unter den runden Dingen herum, die da lagen, bis er eins gefunden hatte, das er für seinen Kopf hielt.

Auf dem Heimweg war es ihm schier, als ob er auch eine Kegelkugel auf seine Schultern gesetzt haben könne. Denn er kollerte und schollerte, daß er ganz von der gewöhnlichen Straße abkam, und zuletzt vor einer langen und hohen Mauer stehen blieb, in der sich eine einzige kleine Tür befand. Klas drückte sie auf und sah sich in einem hellerleuchteten Saal, in dessen Mitte ein gedeckter Tisch mit Speisen und Weinflaschen aufgestellt war und ein bequemer Armsessel davor, als wolle er einladen, Platz zu nehmen. „Na", sagte Klas, „essen kann jeder, wenn er es vor sich hat, aber trinken, das ist eine Kunst, die nicht jeder kann, und die möchte ich gern probieren an dem schönen dicken Becher da." Sprach's und goß sich den Becher voll; wie er aber trinken wollte, da hatte der Becher sich auf einmal selbst ausgetrunken. Klas goß ihn abermals voll; der Becher schäumte und war gleich wieder von selbst leer. Nun nahm ihn Klas vor lauter Zorn und warf ihn auf den Boden, daß es dumpf

Digitized by Google

klang. Zugleich begann es rings an den Wänden zu ächzen und zu seufzen, daß Klas die Haare zu Berge stiegen und es auf seinen Schultern wieder zu rollen begann. „O jemine", ächzte und seufzte er selbst, „wenn ich jetzt nur noch einen einzigen guten Kegelwurf tun könnte, dann sollte es ja wahrhaftig zum letzten Mal in meinem Leben gewesen sein, denn zum Kegeln ist doch der Mensch eigentlich nicht in der Welt."

Da hörten die Wände auf mit ihrem knack, knack, denn sie waren auch weit genug fortgerückt und hatten einen riesig großen Raum gebildet, in welchem ein Königsthron stand, darauf eine wunderschöne Königin. „Klas", sagte sie, „mein König und Gemahl darf nur der werden, der ein so wunderbares Kegelstück aufführen kann, daß damit alle Kegelstücke aufhören müssen; aber das wirst du wohl auch nicht können, daß der König auftanzt und dann allein stehen bleibt?" Klas bückte sich nach den Kegelkugeln, die da lagen, und suchte, bis ihn eine ansah, als wäre sie die rechte. Und als er warf, da war es geschehen wie die Königin gewollt. Er tanzte selbst hoch auf und blieb vor ihr stehen: „Frau Königin, bin ich nun dein König?" „Ja", antwortete sie, „nun bin ich deine Frau, nun hat das Kegelklappern ein Ende, und du hast deinen Kopf wieder."

Und als er sie nun mit weitoffenen Augen recht genau ansah, da war es des Nachbars liebe Liese, sein alter Schatz, die im Frührotschein vor der Tür ihres Vaters saß.

Ja, ohne unnützes Geklapper können eben die meisten Menschen nicht zum Ziel kommen.

Die drei Herzen.

Im Schilfrohr lachte es, und der Jäger, der das Ufer entlang schritt, suchte vergeblich wahrzunehmen, was da sei. Nur einen Augenblick war es ihm, als ob weit hinten im Schilf ein Gesicht aufgetaucht sei mit drei kleinen goldenen Pünktchen auf der linken Wange. Das Lachen aber hörte er noch weit fort, und das klang wie Silber klingt.

Im benachbarten Dorf feierten sie Erntefest. Der Jäger schwang sich lustig im Tanz mit den schönsten Mädchen, aber eines von ihnen gefiel ihm doch immer am besten. Sie war auch anders anzusehen wie die übrigen, viel feiner und vornehmer, und schien besonders gern mit ihm zu tanzen, so daß sie zuletzt seine einzige Tänzerin war. Je tiefer er ihr in die Augen schaute, desto bekannter kam sie ihm vor. Als er ihr das sagte, lachte sie leise vor sich hin. Der Jäger horchte hoch auf, denn er glaubte den Ton zu erkennen, der aus dem Schilf gekommen war; aber die Goldpünktchen konnte er nicht finden auf der linken Wange. Zum folgenden Tanz suchte er sie wieder eifrig im Getümmel, aber sie war verschwunden. Als er nach ihr herumfragte, schüttelten die Leute mit den Köpfen und sagten, das müßte er sich eingebildet haben, denn solch eine, wie er sie beschrieb, sei gar nicht dagewesen. Schließlich höhnten sie so arg über ihn, daß er fortging und fast selbst an sich irre wurde.

Nachts aber, als er sich schlaflos im Bett herumwarf, stand sie unversehens vor ihm im lichten Mondenschein, und die Goldpünktchen glänzten so deutlich, daß er die Finger darauf legen konnte. Sie neigte sich über ihn, umfaßte und küßte ihn, dann hauchte sie ihn an, bis er einschlafen mußte. Das wiederholte sich Nacht für Nacht und er wachte morgens immer

Digitized by Google

halb verstört, halb wonnevoll auf. In der siebenten Nacht aber blieb sie aus.

Nächsten Abends zog es ihn unwiderstehlich nach dem Schilfteich. Von Lachen war nichts zu hören, aber eine traute Stimme rief aus dem Rohr wehmütig und flehend, er möge doch nicht wiederkommen an den Teich.

Das hielt er auch, so schwer es ihm wurde, bis jener erste Tag am Schilfrohr sich jährte. Länger aber konnte er es nicht ertragen und wanderte schon vor Sonnenaufgang nach der Stelle.

Am Weg jammerte ein Käuzchen: „Geh zurück, sonst gibt's Unglück." Als die Sonne aufging, trillerte eine Lerche in der Luft: „Schön war es, schön wär' es; vorbei, vorbei." Kurz vor dem Teich senkte sich schwerer Nebel herab. Ein Rabe flog auf und krächzte heiser: „Krick, krick, es ist der letzte Augenblick." Ein furchtbarer Klageschrei erscholl aus dem Rohr, und gleich darauf quoll eine Blutwelle ans Ufer, die dem Jäger den Fuß netzte.

Heftig erschrocken wendete er sich zurück und sah schon von weitem auf der Schwelle seines Hauses etwas Weißes liegen. Das war ein herzigschönes kleines Kind von drei Monaten mit drei goldenen Pünktchen auf der linken Wange. Er nahm es auf mit bitteren Schmerzen und gab ihm die Ziege als Amme. Das Goldkind wuchs hell und freudig auf und jedermann, der es sah, fand, daß es dem Jägersmann immer ähnlicher wurde. Die Goldpünktchen verblaßten allmählich und waren ganz verschwunden, als das schöne Mädchen zum ersten heiligen Abendmahl gehen sollte.

In der Nacht vorher träumte der Jägersmann, die Liebste seiner Jugend stehe wieder vor dem Bett und flüstere ihm zu: „Von unseren drei Herzen können nur zwei leben, meines ist tot und wird wieder aufleben, wenn du unser Kind das Abendmahl nehmen läßt, aber ein Herz wird dabei sterben."

Als er dies gehört, kam es wie selige Ruhe über den Jäger.

Digitized by Google

Er führte sein Kind an der Hand zur Kirche. An der Kirchentür beim Ausgang sagte er: „Nun gehst du zur Mutter, mein Kind.“ Dann trat sein Fuß fest auf die Schwelle, und er zog ihn sogleich zurück. Da schoß ein Blutstrom darüber, und ihm brach das Herz. Das Kind küßte ihn noch einmal auf den erblaßten Mund und ward nicht mehr gesehen von den Augen der Menschen. Auch hat seitdem kein Mensch mehr lachen hören aus dem Schilfrohr.

Das Heimtier.

Eines frühen Morgens ging die junge Frau des Schäfers mit ihm hinaus auf den Weideanger und trug ihr kleines Kindchen auf dem Arm. Sie begleitete ihren Mann aber, um ihn zu trösten und beruhigen denn der war heute ganz besonders unwirsch über das ärmliche Leben, das sie führen mußten, und hatte ihr die halbe Nacht hindurch vorgeredet, was wohl aus dem kleinen Söhnchen einmal werden solle. Das Kind liebte er mehr als sein Leben und hätte gern alles dafür getan, daß es in der Welt vorankomme aber er wußte nie, wie er das zu machen hatte, und vergrämte sich schier vor Sorgen.

Als sie nun mit der Herde an den Weideanger kamen, streckte der kleine Junge lautjauchzend sein Händchen nach etwas Glänzendem aus, und wie sie näher zusahen, waren es zwei Schafe mit goldener Wolle, die eben in eiliger Flucht zwischen den benachbarten Steinblöcken und Bäumen verschwanden. Der Schäfer übergab die Herde samt dem Hunde seiner Frau zur Obhut und folgte der Spur der entflohenen Gold

Digitized by Google

tiere. An der Waldecke blickte er noch einmal zurück und sah, wie ihm sein Junge mit erhobenen Aermchen nachwinkte. Dann ging er rüstig voran durch Dickicht und Geröll, bis er an den Eingang einer finsteren, schrecklichen Höhle kam, in die er entschlossen hineintrat. Lange Zeit, wie lange wußte er selbst nicht, tastete er im Dunklen an den Wänden hin, bis es endlich heller wurde. Voll Staunen sah er sich in einer prachtvollen gewölbten Halle von fast unabsehbarer Ausdehnung, dann kam ein herrlich geschmückter Saal, und noch einer und noch einer und immer so fort, daß er am Ende die Zahl der Säle gar nicht mehr wußte. Viele, viele Stunden glaubte er schon gewandert zu sein, und da legte er sich vor Müdigkeit und Erschöpfung nieder und schlief ein. Als er erwachte, lag sein Haupt im Schoße eines wunderschönen Weibes. Die sah ihn an mit Augen so tief als das Meer und strich ihm mit ihren weißen Händen zärtlich über das Haar. „Nun bist du endlich zu mir gekommen", sprach sie, „ich habe schon so lange auf dich gewartet. Nun mußt du auch bei mir bleiben immerdar, und ich will ganz dein gehören. Aber du mußt auch mir gehören ganz und gar, gib mir deine Seele, gib mir deine Seele!" Den Schäfer überlief es glühendheiß und eiskalt. Er blickte sie an und sah, wie wonnesam und herrlich sie war. Er schloß die Augen, und da stand seine junge Frau auf dem Weideanger, wo er sie zuletzt gesehen, und sein kleiner Knabe, der die Aermchen nach ihm streckte. „Nein", schrie er, „ich kann nicht dir gehören." „Du willst nicht", sagte die Elfin, „schau her, was mit jenen geschieht, denen du zu gehören meinst." Da öffnete sich in der Wand ein weiter Spalt, und voll Schrecken erblickte er, wie sich ein Rudel Wölfe auf seine Herde geworfen hatte und der stärkste Wolf, der eben den treuen Hund zerfleischt hatte, im Begriffe stand, sich auf den kleinen Knaben zu stürzen. „Ich will ihn retten", raunte ihm die Elfin ins Ohr, „aber gib mir deine Seele." Dem Schäfer schwindelte der Kopf, und sein ganzer Leib

Digitized by Google

zitterte wie Espenlaub. „Nein", rief er mit letzter Kraft und sank betäubt zu Boden. Ein dumpfes fernes Rauschen weckte ihn auf, und er versuchte sich zu erheben. Aber das ging nicht so leicht, seine Glieder, sonst so geschmeidig und kräftig, kamen ihm viel steifer vor. Mühsam kam er die Wand entlang und sah sich vor einem großen Spiegel, der ihm sein Bild zurückwarf. Da war ihm ein mächtiger Bart gewachsen bis über die Brust herab, und in seinem Gesicht sah er Runzeln und Furchen, die sonst nicht darin gewesen waren. Er drehte sich um, da lag die Elfin zu seinen Füßen und umschlang sie. „Gib mir deine Seele, ich muß eine Seele haben von deiner Art." Er konnte nicht sprechen und schüttelte bloß das Haupt. „Sieh hier", fuhr sie fort, „deinen Sohn in Gefahr; ich habe ihn damals gerettet, jetzt will er über den Abgrund springen, aber er wird hinunter stürzen und drunten an den Felsblöcken zerschellen. Ich will ihn retten, den stattlichen großen Jungen, aber du kennst die Bedingung." „O Gott", seufzte der Schäfer, „wo ist die Zeit geblieben", als er statt seines kleinen Kindes seinen großen zwölfjährigen Sohn sah. Es war ihm, als krallte sich eine eiserne Hand um sein Herz. „Hinweg, Verfucherin", ächzte er mit erlöschender Stimme, und wieder schwand sein Bewußtsein unter furchtbaren Schmerzen. Als er von neuem erwachte und in den Spiegel schaute, war sein Bart grau geworden und sein Gesicht noch mehr gealtert. Die Elfin stand von ihm entfernt und blickte scheu und traurig herüber. „Es ist die höchste Zeit", flüsterte sie, „schau hin, diesmal kann ich ihn nicht retten, und wenn ich mich selbst dafür hingeben wollte. Oben im Balkenloch sitzt das Heimtier, das ihn krank macht, und wenn das nicht getötet wird, so muß dein Sohn sterben bis zum nächsten Tage, und seine Mutter wird es auch nicht überleben." Der Schäfer blickte hinaus mit starren Augen. Da lag sein Sohn, ein zwanzigjähriger Jüngling, auf dem Krankenlager in der Fieberglut, und neben ihm lehnte die Mutter und rang

Digitized by Google

verzweifelnd die Hände. Oben aber im Balkenloche saß das Heimtier, und niemand wußte es. „Gibt es keine Rettung?“ fragte der Schäfer flehend. „Du kennst sie, aber es soll ja nicht sein“, sagte sie leise, und ihre Gestalt wurde bläßer und bläßer, bis sie verschwand.

Wie ein Trunkener wankte der Schäfer fort, und es war ihm, als zöge ihn eine ungeheure Last immer wieder zu Boden. „Das sind meine gealterten Glieder“, sagte er vor sich; „aber ich will wandern und wandern mit letzter Kraft, vielleicht daß ich noch recht komme, und wenn nicht, so will ich wenigstens mit ihm zusammen sterben.“ So schleppte er sich langsam weiter und kam endlich an das Höhlentor, durch welches er damals hineingegangen war. Noch ein paar Schritte weiter, und er stand mitten unter den Steinblöcken. Da war es ihm, als ob er sich auf einmal verjünge. Ein Hund bellte drüben vom Weideanger. „Das ist ja grade, als ob das mein Packan wäre“, murmelte er, und als er mit Riesenschritten fortging zum Waldessaum, da stand vor ihm seine Frau genau so, wie er sie verlassen hatte, und der kleine Junge, den sie trug, streckte ihm laut jauchzend die Aermchen entgegen.

„Nun“, rief die Frau, als er näher heran kam, „du bist ja bald schon zurück, ich dachte, du würdest den Goldtieren den halben Tag lang nachjagen, und da bist du schon wieder; bringst aber nichts Goldenes mit, sondern blos ein verstörtes verhetztes Gesicht.“ Der Schäfer setzte sich nieder und bebte am ganzen Leibe; der kleine Junge krabbelte an ihm empor und streichelte ihm die Backen und küßte ihn einmal über das andere Mal, die Frau aber sagte lachend: „Ich glaube, dir ist schwach worden vor Hunger, wir wollen aus deinem Lederranzen unser Mittagbrot holen, das wird schön werden, wenn ich ihn aufmache.“ Wie sie den Ranzen nun öffnen wollte, kam ihr das aber sonderbar vor, denn er war so schwer und dick, daß sie ihn kaum handhaben konnte, und dachte, der Mann habe ihn voll Steine gestopft, um nach den Goldtieren zu werfen. Als sie aber den Ranzen geöffnet hatte

Digitized by Google

und der Inhalt zum Vorschein kam, war sie starr vor Staunen und Verwunderung; Steine kamen wohl heraus, aber Edelsteine und Karfunkelsteine von einer Menge und Größe und Schönheit, wie kaum ein König sie haben kann. „Mann", brach sie los, „wo hast du, bei Gott, die Herrlichkeiten her", und der Kleine kroch von des Vaters Schoß in den glänzenden Haufen und wühlte darin herum. „Frau", sagte der Mann, dem es gar glückselig ums Herz war, „ich habe wirklich Hunger und will dir das beim Essen erzählen." Und er aß und erzählte und erzählte und aß, sie aber hörte nur zu mit weitgeöffneten Augen, bis er fertig war. „Du hast geträumt", rief sie, „aber du hast im Traum den herrlichen Schatz gefunden und nun sind wir reiche Leute." „So wollen wir es gelten lassen", meinte er, hatte aber doch sein heimliches Bedenken, und schon beim Nachhausewege mit dem wohlgepackten Ranzen schaute er um und um nach den Wölfen im Traum; es kamen aber keine und konnten auch fürder nicht mehr kommen, denn an dem Tage waren die Schafe zum letzten Male gehütet.

Nun kauften sie sich Ländereien und Waldungen und ein Schloß und hatten alles, was ein Mensch nur an Geld und Gut begehren kann. Der arme Schäfer, der nun ein großer reicher Herr geworden war, vergaß aber nie, wie Armut tut, und war ein Wohltäter aller Hilfsbedürftigen weit und breit. Er vergaß aber auch nicht, was er in der Felshöhle von der Zukunft seines Sohnes geschaut hatte, und wie er zwölf Jahre geworden, ließ er ihn nicht einen Augenblick mehr von sich und bewahrte ihn Tag und Nacht, daß die Frau das gar nicht begreifen konnte. Das Jahr ging vorüber, ohne daß etwas dem Jungen passiert wäre, und noch ein Jahr und Jahre auf Jahre. Der Junge war ein stattlicher Jüngling geworden, klug und bescheiden, tapfer und doch sanftmütig dabei, daß alle Menschen, vor allem aber die Eltern, ihre Freude an ihm hatten.

Digitized by G

Eines Abends kam der Vater zurück von der Jagd, auf der er den ganzen Tag gewesen, da stürzte ihm im Schloßhof das Gesinde lautjammernd und händeringend entgegen, und als er die Treppe hinaufstieg, kam der gelehrte Heilmeister auf ihn zu und schüttelte traurig den Kopf. Der Vater eilte in das Zimmer, da lag sein Sohn fieberglühend und bewußtlos im Bett, die Mutter verzweifelnd neben ihm. Wie ein Blitz schoß es ihm durch den Kopf: das ist das Heimtier, das konnte die Fee nicht töten. Und sprang hinauf auf das Krankenbett und stieß seinen Jagdspeer in das Balkenloch. Da tat es einen entsetzlichen Schlag, davon das Schloß in seinen Fugen bebte, dann klang eine wunderschöne liebliche Musik. Der Sohn saß kerngesund und frisch auf in seinem Bette und schaute unverwandt auf das schöne junge Frauenbild, das auf einmal im Zimmer stand. „Ja du bist es", rief er, „die ich im Traum gesehen." Und als der Vater sie ansah, glich sie aufs Haar der Elfin, nur sah sie noch viel jünger und schöner aus. „Nun", sprach sie, „nun bekomme ich doch deine Seele, und soll deine Tochter werden." Da gab es Hochzeit und große Herrlichkeit und Freude.

Tod und Teufel.

Der Tod und der Teufel zankten sich um Mitternacht einmal in der Nähe eines Friedhofes und verführten dabei einen solchen Spektakel, daß die Gestorbenen alle aus ihren Gräbern herauskamen und sich baß verwunderten, was das wohl zu bedeuten habe.

Digitized by Google

„Sieh, sieh", sagte der Teufel, „das ist ja niedlich, da sollten wir doch ein wenig hinübergehen." Der Tod hatte kein Arg dabei und ließ es ruhig geschehen, daß der Teufel mit ihm über die Friedhofsmauer stieg. Als sie aber kaum drüben angekommen waren, tat es ihm leid genug; denn der Teufel fuhr ganz gelassen fort: „Sieh, sieh, das ist doch schön, nun kann ich einmal hier gründlich Nachprobe halten; es entgehen mir immer so viele Seelen, und hier finde ich gewiß einen ganzen Hümpel zusammen, wenn ich die da frage, ob sie gern noch ein bißchen oben bleiben wollen im Leben." Der Tod war wirklich über die Maßen erschrocken, als er solches hörte, und zeterte, das sei ja ganz unmöglich. „So", sagte der Teufel kurz und grob, „da hättest du mich nicht über die Mauer lassen sollen, nun ich aber da bin, will ich auch meinen Geschäften nachgehen." Der Tod stand die helle Todesangst aus und sprach zum Teufel, er täte ihm ja gewiß bei Gelegenheit gern einen Gefallen, aber es würde doch zu großes Aergernis geben, wenn das so betrieben werden sollte. „Aller guter Dinge, Gevatter Teufel", fuhr er fort, „sind drei. Wenn du also drei von den Gesellen da befragt hast, und sie sagen dir alle drei „nein", dann hast du eigentlich schon mehr als genug, und weißt, woran du bist. Ich will aber ein übriges tun und dir zweimal drei gestatten. Bist du damit zufrieden?" „Ja", sagte der Teufel. „Und dann versteht sich's von selbst", fügte der Tod bei, „du darfst hier niemanden befragen, als in meiner Gegenwart, das könnte sonst meinem Ansehen schaden." „Natürlich", sagte der Teufel. „Deshalb sieh dich einstweilen ein wenig um", setzte der Tod hinzu, „und komme dann wieder hier zu mir her auf die Bank, ich muß mich erst noch etwas ausruhen."

Der Teufel ging, sich auf dem ganzen Friedhof umzuschauen. Der Tod aber kannte seine Leute. „Komm einmal her", winkte er einer sehr abgerissen aussehenden Gestalt zu. „Du sollst noch einmal oben bleiben und weiter leben." „Ach Gott, Herr Tod,

lieber Herr Tod, das kann doch euer Ernst nicht sein", murmelte die Gestalt händeringend und zähneklappernd, „ich bin vierzig Jahre lang ein armes Schulmeisterlein gewesen und habe Sorge und Kummer und Not ausgestanden mehr wie genug; und wenn ich jetzt wieder käme, dann müßte ich ja zu meinem alten Drachen von Frau — huh, huh, huh — ach, lieber Herr Tod, habt doch noch ein ganz klein wenig menschliches Erbarmen und mutet mir das nicht zu, viel lieber möchte ich gleich noch ein halb Dutzend mal auf einmal sterben." „Nun, nun", sagte der Tod, indem er wohlwollend grinste, „du sollst meinethalben hier in deiner Ruhe bleiben, aber so oft ich heute nacht auf dem Friedhof mit meinem Gevatter stehen bleibe und in die Hände klatsche, mußt du vor uns stehen und ihm Rede und Antwort geben, aber merke dir's genau, du mußt jedesmal ein anderes Kleid anhaben und ein anderes vorstellen."

Der Teufel kam schmunzelnd zurück, und der Tod sagte: „So, nun wollen wir unseren Probegang halten, ich werde sechsmal in die Hände klatschen, und dann kannst du jedesmal eines fragen, ob es mit dir will." Nun gingen die beiden herum im hellen Mondenschein. Klatsch eins; das Schulmeisterlein ruft laut: „Nein." „Na, so einer", sagte der Teufel verächtlich. Klatsch zwei; da steht das Schulmeisterlein im Staatsrock eines reichen Kaufherrn und ruft: „Nein." „Hm", sagte der Teufel. Klatsch drei; aus einer Offiziersuniform ruft es: „Nein." „Daß dich", sagte der Teufel. Klatsch vier und fünf; eine Frauengestalt und noch eine rufen nach einander: „Nein." „Na, auch die", sagte der Teufel grimmig. Klatsch sechs; da winkt ein Pfaffe im Ornat mit den Händen und ruft: „Nein." „Auch der", sagte der Teufel mit erlöschender Stimme, „den dachte ich doch sicher hier heraus zu kriegen", und stieg mit dem Tod, ohne noch ein einziges Wörtchen zu sagen, wieder über die Friedhofsmauer.

Digitized by Google

„So", meinte der Tod halblaut bei sich, „das wäre mir doch eine schöne Geschichte gewesen, wenn der mir in meine Gerechtsame eingegriffen hätte." Und als sie wieder unten standen, sagte er: „Guten Morgen, Gevatter." „Guten Morgen", brummte der Teufel und drückte sich eiligst in die Büsche.

Bruder Schlosser und Schneider.

Zwei Handwerksbursche zogen auf der heißen, staubigen Landstraße einher und waren sehr durstig. Wie sie ein Häuslein an der Straße erschauten, aus dem der kühle Trunk den Arm herausstreckte, freuten sie sich sehr. Da sie aber keinen Pfennig in der Tasche hatten, so mußten sie sich auf das Fechten legen. „Sprich du zuerst", sagte der Schneider zum Schlosser. Als dieser mit seiner groben Baßstimme einen Trunk Bier um Gottes willen erbat, schnitt der Krugwirt ein schiefes Gesicht, bis des Schneiders dünnes Fistelstimmchen die gleiche Bitte nachpiepte. Da mußte der Krüger lachen und reichte den beiden einen Krug schäumenden Braunbieres.

Während sie tranken, kam ein Viehhändler herein, der warf seine klingende Geldtasche auf den Tisch und bestellte ein gutes Frühstück. Beim Essen zog er ein Paar Fausthandschuhe hervor und fragte den Krüger, was er ihm dafür geben wolle; es habe sie ihm jemand als Pfand gelassen, sei aber nicht wieder gekommen. Der Krüger zog sie an und schätzte, die Dinger taugten doch nichts, er möge nichts dafür geben. Und warf sie, verkehrt ausgezogen, auf den Tisch. „Nun, da mag sie nehmen, wer Lust hat", gab der Viehhändler ver-

Digitized by

drießlich von sich und vollendete mit allem Eifer sein Frühstück.

„Mit Verlaub", sagte das Schneiderlein und zog die Handschuhe an auf die verkehrte Seite, wie sie dalagen. Auf einmal war er verschwunden für die anderen. „Schneider, wo bist du denn", gröhlte der Schlosser. „Das ist doch eine eigene Sache, eben stand er noch da", redete der Krüger auf den Viehhändler ein. Der aber sprang pfauchend auf und fuchtelte mit den Armen. Denn seine Geldtasche, die eben noch dagelegen hatte, war fort.

Der Krüger warf einen giftigen Blick auf den Schlosser; das habe man von Wohltaten, die man fahrendem Gesindel erweise, nun müßte er aber für seinen abhanden gekommenen Kumpan einstehen. Und er drang mit dem Viehhändler auf den Schlosser ein.

Der aber war stark wie ein Riese und prügelte die beiden windelweich durch. Dann ging er hinaus und setzte sich, ein Endchen vom Krug entfernt, an den Grabenrand, um nach dem Schneider Umschau zu halten. Der kam auch bald auf den Schlosser zu und winkte ihm. Der Schlosser sah aber den Schneider nicht, auch als dieser schon ganz nahe vor ihm stand, bis der Schneider die Fausthandschuhe auszog, die er noch anhatte.

„Ei, da bist du ja", erhub der Schlosser sich ganz erstaunt, „ich habe dich nicht kommen sehen und doch genau umgeschaut; aber was soll das mit der Geldtasche; du bist doch kein Dieb?" „Schlosser", sagte der Schneider, „mit dem Geld habe ich nur einen Scherz machen wollen, als du mir in der Stube riefst und ich doch leibhaftig noch am Tisch stand. Nun glaube ich fast, die Fausthandschuhe machen unsichtbar." Der Schlosser jubelte hellauf. Das wäre ja sehr schön, und nun könnten sie vornehme Herren werden; was sie aber mit der Tasche machen wollten? Der Schneider, der doch ein schlechtes Gewissen haben mochte, erklärte darauf, er werde sie nach dem Haus

Digitized by Google

zurücktragen, sich dann unsichtbar machen und sie wieder auf den Tisch legen.

Vor dem Haus zog er die Handschuhe an, aber auf der rechten Seite, denn er wußte nicht, daß sie nur auf der verkehrten Seite unsichtbar machten. So lief er denn im Hausflur den beiden Männern in die Klauen, die ihm die Tasche abnahmen und ihn noch dazu weidlich abbläuten.

Sehr zerknirscht kam er zu dem Schlosser, dem er erzählte, es sei mit den Handschuhen doch nichts. Er warf sie in den Torfbruch, wo sie noch liegen, und zog mit seinem Kumpan fürbaß.

Im Himmel und auf Erden.

Dem lieben Gott war einmal seine Krone vom Kopf gefallen, und wie er sich bückte, um sie aufzuheben, war sie schon ein ganzes Stück fortgerollt. Ob ich sie nun auf dem Kopf habe oder nicht, überlegte er bei sich, ich bin doch der liebe Gott und habe jetzt Nötigeres zu tun. Es wird schon bald ein Menschenkind kommen, das Auge und Hand dafür hat, das mag mir sie mitbringen.

So dachte er denn weiter nach und regierte die Welt; die Krone aber hatte er fast schon vergessen.

Da kam des Wegs ein König daher, der war zu seiner Lebzeit auf Erden ein harter schlimmer Gewalthaber gewesen und hatte, als ihn der Tod ankam, nur Grimm und Verzweiflung, daß er seine Krone zurücklassen mußte. Nun fand er die Krone des lieben Gottes am Weg, setzte sie sich gleich auf und sprach: „Das hätte ich mir doch eigentlich nie anders denken sollen, als daß ich auch im Himmel König sein würde.“ Und schritt stolz voran, bis er den lieben Gott erblickte.

Digitized by Google

Diesem aber wollte es doch gar nicht gefallen, daß das Menschlein, welches einher kam, sich die Krone auf das Haupt gesetzt hatte, anstatt sie bescheidentlich auf seinen Händen vor sich zu tragen. „Gib her", sagte er kurz zu dem Herangekommenen. Der aber reckte sich hoch empor und sprach: „Mit nichten, denn ich bin immer und immer König." „So", entgegnete der liebe Gott, und nahm ihm die Krone vom Kopf herunter, „das will ich dir doch einmal gründlich zeigen, was du bist. Geh' hin, woher du kamst!"

Da mußte er denn wieder hinunter ziehen und gelangte in die Hauptstadt seines ehemaligen Königreichs. Vor der Palastschwelle erhub sich lautes Geschrei und Gelärm bei seinem Anblick, und der neue König, der eben für das Seelenheil seines Vorgängers gebetet hatte, staunte beim Hinabsehen, wie ähnlich der Ankömmling seinem verstorbenen Vetter sei. Dann faßte er sich aber rasch und befahl der Schloßwache, sie solle den schändlichen Betrüger, der sich da zeige, in den tiefsten Kerker werfen.

Da lag er nun allein auf feuchtem Stroh, frierend und hungernd. Wie Gespenster der Nacht stiegen alle bösen Taten, die er in seinem Leben verübt, grausig vor ihm empor. Alles in ihm erbebte, und riesengroß hielt die qualvolle Reue bei ihm Einzug. „O Gott, o Gott", stöhnte er, „wie schlecht war ich und wie unwürdig deiner Gnade. Habe ich denn gar keine gute Tat einzusetzen, die für mich spricht?"

„Ja", klang es von den Kerkerwänden, „du warst noch ein junger König, da hast du bei der Jagd dich selbst daran gewagt, um das Kind des armen Holzfällers aus den Tatzen des wütenden Bären zu reißen. Und ob sie dich auch von schmerzhaften Wunden bedeckt heimtrugen, das war der schönste Tag deines Lebens und tilgt jetzt, da du bereust, alles andere."

Die Kerkerpforte sprang auf, der liebe Gott selber stand davor und nahm den Geretteten an der Hand mit sich hinauf ins Himmelreich zur ewigen Seligkeit.

Digitized by Google

Der verschollene Sohn.

Eine arme Witwe, die sich nur mühsam durchs Leben bringen konnte, hatte einen einzigen Sohn. Der war aber dick und frech und sagte immer: „Was ich will, das will ich." So war es denn traurig bestellt in dem kleinen Haushalt, und die Mutter hungerte oft, um dem faulen erwachsenen Sohn seine Begehrlichkeiten zu erfüllen.

„Gibst du mir heute nicht feinen Braten", schrie er eines Tages, „dann magst du verdammt sein samt mir." Die Mutter aber konnte es nicht, auch wenn sie sich selbst abgezehrt hätte. Da stürmte er wütend hinaus und brüllte: „Ich will doch lieber ein Ochse sein als so weiter leben."

Des Wegs dahin, den der Bursche rannte, zog auch ein Viehtreiber mit seiner Herde. Als er das Geschrei hörte, dachte er, dem kann ja geholfen werden. Schlug ihm mit seiner Peitschenschnur um den Hals herum und, habt ihr nicht gesehen, war der Bursche, der immer wollte, was er wollte, in einen Ochsen verwandelt und mußte mit den anderen Ochsen die Straße weitertrampeln.

„Ach", seufzte die Witwe, als er nicht wieder kam, „nun wird er ja erreicht haben, was er wollte, und zufrieden sein; ich muß mich nun getrösten und darf mich bald zur ewigen Ruhe niederlegen." Ihr einziges Besitztum aber, das kleine Häuschen mit den paar Ackerfetzchen, vermachte sie für die Armen.

Als sie nun gestorben und begraben war, sagten die Leute, es sei doch in der Ordnung, daß die wackere Frau einen Denkstein auf ihr Grab erhielte zum Dank, daß sie ihr bischen Armut den ganz Armen zugewendet habe.

Der Stein wurde auch angefahren auf den Friedhof, und mancher wunderte sich, daß einer von den Zugochsen Tränen im Auge hatte, als sei er ein Mensch.

Digitized by Google

Das Alpdrücken.

Wißt ihr, was das Alpdrücken ist? Das kommt nachts heran, steigt auf euer Bett und drückt euch auf die Brust, als wäre es ein Zentnerstein. Dann habt ihr furchtbare Träume und Schmerzen, die euch wohl stundenlang quälen, und wacht ihr dann auf am Morgen, so lacht ihr wohl in den hellen Tag hinein, aber ihr sagt euch doch: schlimm ist's gewesen mit dem Nachtmahr.

Einen jungen Knecht suchte es heim, daß er fast glaubte, gar nicht mehr leben zu können, so oft war er nachts gemartert worden, wenn er nach schwerer Tagesarbeit todmüde auf sein Lager sank.

Einesmals aber wurde er wach und sah, wie ein wunderschönes weißes Kätzchen unten im Türloch der Schlafkammer durchschlich und ihm auf die Brust springen wollte. Er lag ganz ruhig und ließ es geschehen.

Am nächsten Abend aber machte er eine Falle an das Katzenloch und hörte grade noch, wie sie zufiel, ehe er einschlief. Er schlief aber fest und gut bis zum Morgen.

Was glaubt ihr wohl, was er fand beim Erwachen? Ein bildhübsches Mägdelein, dem er die Hände vom Gesicht zog, lag zusammengekauert in der Ofenecke der Stube und schämte sich gar sehr.

„Miekchen, bist du es denn wirklich?" rief er voller Staunen, als er die Tochter seines Brotherrn erkannte. „Ja ich bin es, du Klotz und Stein, der mich nie ansehen wollte; ich mußte wohl so zu dir kommen, da es nicht anders ging." „Nun", lachte er fröhlich, „da müssen wir wohl den Vater fragen, was der dazu meint."

Digitized by Google

Der aber meinte ganz gut und gab dem braven Knecht die Tochter zum Weibe. Die Kinder des jungen Ehepaares sollen jedoch, wie man erzählt, zuweilen ein wenig katzig gewesen sein, ehe sie recht zu Vernunft kamen.

Vom Rechnen.

„Einmal ist keinmal", sagte der Knecht Bartel, als er hinausging; da hatte er sich vom Getreideboden einen Sack Weizen geholt.

Das kleine Mädchen vernahm das und rechnete: „Zweimal weniger einmal ist einmal, also keinmal; dreimal weniger zweimal ist einmal, also keinmal; zehnmal weniger neunmal ist einmal, also keinmal." Weiter konnte sie noch nicht rechnen. „Zehn' Säcke Weizen kann der Bartel also nehmen, ohne gestohlen zu haben."

Da kam ein Mann herein, der hatte Tauschtand feil, Bänder und Knöpfe, Scheren und Messer, Nadeln und kleine Spiegel und wer weiß, was noch. Der hörte mit an, wie das Kind rechnete und wieder rechnete. „Du bist ja ein kluges Kind, was habt ihr mir denn zu geben für meine schönen Sachen?" Dabei hielt er ihr ein niedliches Spiegelchen vor, in dem das kleine Mädchen sich voller Bewunderung betrachtete. „O, wir haben viel", sagte sie, „da sind vor allem die Hühner." „Gut", meinte der Mann, „ein Huhn für ein Spiegelchen; aber ein Huhn ist kein Huhn, also muß ich zwei Hühner haben; zwei Hühner weniger ein Huhn sind ein Huhn, also kein Huhn; daher muß ich drei Hühner haben; drei Hühner weniger zwei

Digitized by Google

Hühner ist ein Huhn, also immer noch kein Huhn; auch zehn Hühner sind noch kein Huhn, darum muß ich elf haben."

Da flog der Hahn fort, laut krähend: „Hallunke, Hallunke", und flog bis aufs Feld, wo er den Eltern sein Leid klagte.

Der Handelsmann suchte sich die besten Hühner aus, gab dem Kind das Spiegelchen und fragte: „Was habt ihr denn noch mehr?"

Ehe die Kleine aber noch antworten konnte, packte die Faust des Vaters, der eben mit der Mutter in den Hof zurückgekehrt war, den Hausierer im Nacken und schüttelte ihn gehörig. „Was wir noch haben? Prügel über Prügel für einen Spitzbuben wie du." „Na, nehmt eure Hühner zurück und laßt es mit einer Ohrfeige bewenden", murmelte der Hausierermann, der plötzlich in einen kleinen Schuljungen verwandelt war, „damit will ich zufrieden sein." „Schön", antwortete der Vater, „da hast du eine. Eine Ohrfeige ist aber keine Ohrfeige, zwei auch nicht, drei auch nicht, vier auch nicht, selbst zehn noch nicht." So klappste und schwappste es weiter, bis der Hausiererjunge seine elf Ohrfeigen richtig erhalten hatte.

Der Knecht Bartel, der inzwischen hereingetreten war, schaute offnen Mundes zu, bis die Kleine ausrief: „Ei, der Bartel, als er den Sack Weizen vom Boden wegnahm, hat auch gesagt, einmal sei keinmal."

Der Knecht schrumpfte zusammen, als sei er erst zehn Jahre alt. „Du Schandkerl", fuhr ihn der Vater an, „nun will ich aber einmal weiter rechnen als mein Kind es kann." Griff nach seinem Rohrstock: „Da hast du das erste Dutzend." Der Hausiererjunge, der seinen Knüppel aus der Ecke geholt hatte, fuhr fort: „Da hast du das zweite Dutzend." Der Vater: „Da hast du das dritte Dutzend." Und so wäre es noch länger fortgegangen, wenn das Knechtbürschlein nicht gar zu jämmerlich geschrieen und beteuert hätte, er wolle den Sack gleich herbei schaffen und sich gründlich bessern. Da auch die Mutter mit dem Töchterchen für ihn

Digitized by Google

baten, so sagte der Vater schmunzelnd, es möge Gnade für Recht ergehen, aber es wäre doch sehr gut, wenn alte Kinder bisweilen wieder in der Rechenkunst geübt würden. Kleine Kinder aber sollten fleißig rechnen lernen und auf eigne Faust keine Handelsgeschäfte treiben.

Kickericki, rief draußen der Hahn. Da wuchsen die beiden Sünder wieder groß. Ob es aber auf die Dauer geholfen hat bei ihnen mit dem Einmaleins, das kann ich nicht sagen.

So lieb wie das Leben.

Zu einem, der dahin wanderte, sprach das junge Mädchen, das am Wege saß: „Ach wandere doch lieber nicht mehr voran, denn du wanderst in Not und Kummer hinein.“ Er aber sah sie kaum und wanderte weiter. Da saß eine andere am Weg, die sah viel älter aus und sagte: „Hüte dich doch noch fortzuwandern, denn du wanderst in Tod und Verderbnis.“ Er sah sie etwas an, aber er wanderte weiter, ohne mit ihr zu sprechen. Da saß zum dritten ein Weib da, faltig im Gesicht und greisenhaft in den Augen, die raunte: „Wandersmann, Wandersmann, Deine Seele liegt im Bann.“ Da blieb er stehen mit den Worten, nun habe er aber genug von dem Weiberrufen.

„Es wird dich keine mehr aufhalten wollen“, mahnte die Greisin mit hoch erhobener Rechten, „aber nun höre die letzte Rede von mir. Der Rabe hat mir in aller Frühe erzählt, daß du ausziehest, die Wunderblume zu suchen. Wir drei sind die Warnerinnen vor

Digitized by Google

Gefahr für Leib und Seele dabei. Hüte dich, wenn du um deinetwillen gehst aus Fürwitz, Habgier oder Eitelkeit; dann kommt deine Leiche baldigst hier den Fluß zurückgeschwommen. Sage mir, warum du gehst?"

Da der junge Wandersmann merkte, daß das Mütterchen es wirklich gut mit ihm meine, so vertraute er ihr an, daß er die Wunderblume suche, um seiner Braut vor der Hochzeit das Schönste zu schenken, was sie auf Erden wisse; sie hielte die Wunderblume so lieb wie ihr Leben, und darum ginge er.

Die Alte schüttelte ihr schneeweißes Haupt: „Höre, das ist nicht recht von ihr, daß sie dich gehen läßt. Dir kann es vielleicht gelingen, aber was dann daraus wird, das mußt du hinnehmen. Du gelangst jetzt an einen großen Sumpf, der voll lauter Schlangen ist; mitten durch zieht ein Pfad, von dem du kein bißchen abweichen darfst, wenn dir auch die Schlangen noch so sehr vor die Füße kriechen; weichst du nur im geringsten ab, so bist du verloren. Nachher kommt eine große Schlucht, in welcher der Riesenbär sein Lager hat; der wird dir den Weg versperren, du mußt ihm aber ganz ruhig die Hand in den Rachen stecken und ihn einladen, er möge nur zubeißen, wenn er wolle; so wirst du ihn loswerden ohne Schaden für dich. Dann erblickst du bald die Wunderblume, aber was du nun zu tun hast, mußt du dir allein raten."

Er kam durch den Sumpf und kam auch vom Bären los. Wie er dann die Wunderblume ansah, stutzte er. Sie stand, rings umgeben von einem tiefen gräßlichen Abgrund, über den nirgends eine Brücke führte; nur an einer Stelle hing ein Spinnwebefädchen von einer Kante zur anderen. Er schloß eine Weile die Augen und schritt dann kurz entschlossen über das Spinnwebefädchen, das ihn ganz gut trug, als wäre es eine Brücke von Stein. Nun konnte er die Blumen pflücken, aber so oft er auch danach greifen wollte, zuckte es in ihm wieder zurück. Da warf er sich in die Kniee und rief vor sich hin: „Meine Braut er-

Digitized by Google

sehnt es ja, es ist ihr so lieb wie ihr Leben." Dann brach er die Blumen und barg sie wohl.

Kaum geschehen, erfaßte es ihn wie ein Wirbelwind. Ehe er es nur ordentlich wahrnehmen konnte, war er an den drei Frauen vorbei und flog nur so durch das Land dahin. Aus dem Haus der Braut klang ihm frohes Lachen und Jubeln entgegen von allen, die darin waren. Die Braut griff freudestrahlend nach der Wunderblume und drückte sie an die Lippen. Auf einmal aber lag sie dem Bräutigam tot im Arm. Sie hatte sich selbst das Schönste auf Erden gewünscht, so lieb wie ihr Leben.

Die zwei stolzen Reiter.

Zwei Kinder saßen unter der alten Linde am Ufer des Schilfteichs und weinten bitterlich. Der vielhundertjährige Baum stand wieder in voller Blüte, und sein Duft wehte so berauschend und entzückend, daß man gar nicht begreifen konnte, wie dabei Menschenjammer möglich wäre. Die Kinder merkten nichts von dem Lindenduft, denn eben hatte man ihr Mütterchen begraben, und die Doppelwaisen sollten nun in das Haus ihres Vatersbruders kommen, der als harter, strenger Mann bekannt war und die Kinder seines längstverstorbenen Bruders widerwillig aufnahm.

Bis in das Wasser des Teichs hinab erstreckte der Baum seine untersten Zweige, in denen es nun zu

Digitized by Google

zirpen begann, so daß die Kinder trotz ihrer Betrübnis aufhorchten. Gleich darauf sahen sie, wie ein Wäglein, von sechs Wassergrillen gezogen, sich auf dem untersten Baumzweig bewegte und dann vor ihnen hielt. Ueber den Wagen bog sich das Gesicht eines tausendschönen sehr kleinen Fräuleins, das auf seinem Rücken goldne Flügel trug. „Wischt nun eure Tränen ab", sagte das Wichtelweibchen, „und höret mich an. Ich bin von eurem Mutterchen gesendet, um euch zu trösten und um euch auch zu helfen in schwerer Not. Breche sich jedes von euch einen blühenden Lindenzweig ab und verwahre ihn gut. Braucht ihr mich, so werft nur ein Knöspchen in die Höhe, wo ihr auch seid, und sprecht leise vor euch hin: o meine Mutter." Noch einmal zirpte es, und der Wagen war fort.

Die Kinder brachen die Zweige, wie ihnen geheißen worden, und merkten nun erst den köstlichen Lindenduft. Dann gingen die beiden Mädchen getrost nach des Vormunds Hause.

Schöne Tage gab es da freilich nicht viel, aber die Kinder hielten sich wacker, und wenn das jüngere Elschen auch manchmal seinen Blondkopf hängen ließ, so hörte es doch immer wieder auf Schwester Marthas ermunternden Zuruf: „Kopf oben und ertragen, was zu ertragen ist." Und so ertrugen sie Schelte und Schläge, schwere Mühen und dürftige Mahlzeiten, nach welchen sie sich gar oft umsahen, ob nicht noch ein Brotstückchen da sei für den Hunger. Das fanden sie alles auszuhalten, auch dann, wenn des Onkels Frau wieder einmal was von Gift und Galle in ihr war an den Waisenkindern ausgelassen hatte.

Als nun Martha und Else zu großen Mädchen herangewachsen und eingesegnet waren, da wurde ihnen befohlen, nach dem drei Meilen entfernten Dorf ein Stück Leinwand zu bringen und zeitig zurück zu sein. Der Weg war aber schwer, denn er ging durch den Hexengrund, in dessen Graulichkeit man sich schon am Tag nicht leicht zurechtfand, geschweige denn nach

Digitized by Google

Sonnenuntergang. Und recht dunkel war es bereits, als die Schwestern den Rückweg antraten.

Im Anfang der Hexenschlucht stießen ihnen Fledermäuse ins Gesicht, die sie kurzweg abschlugen. Dann aber kam eine furchtbare Eule mit glühenden Augen und knackendem Schnabel. „Liebe Eule", rief Elschen, „sei gut und lasse uns vorüber." Sie gingen weiter und kamen in den Wald; aber nun wurde es wieder schlimm durch den Wolf, der mit fletschendem Gebiß den Weg versperrte. „Fort, fort, du Tier", drang Martha auf ihn ein, und er verlor sich heulend ins Dickicht. Ein paar hundert Schritte weiter, da schrieen wilde Wegelagerer und wollten die Mädchen anpacken und berauben. „Martha", rief Elschen ängstlich, „ist es jetzt nicht Zeit, unsere Lindenblüten auszuwerfen?" „Laß uns noch warten, Elfenkind", kam es von Martha zurück, „wir wollen unseres Mütterchens Himmelsruhe nur bei Not ohne Ende stören." Da klang Rossegetrappel und leuchtete Fackelschein, ein Zug Reisiger kam heran, an ihrer Spitze zwei junge stattliche Männer. Die Wegelagerer stürzten davon ins Weite, und die Mädchen konnten den beiden Führern des eiligen Zuges gerade noch Auge in Auge danken. Dann war das kurze Stück Weg bis zu dem untrauten Daheim von den müden Wanderinnen bald zurückgelegt.

Vierzehn Tage nach dieser Rückkehr rief der Onkel die beiden Mädchen vor sich und kündigte ihnen an, daß zwei Söhne von Nachbarbesitzern um sie geworben hätten, und daß er das Jawort schon erteilt habe. „Dankt Gott", fügte er bei, „daß eure hübschen Gesichter euch blutarmen Dingern noch Männer verschaffen. Morgen mittag ist also die Verlobung."

Als er draußen war, warf sich Elschen laut schluchzend an der Schwester Hals. „Ach, liebste Martha, da wollen wir doch lieber sterben, als uns solchen Scheusälern preisgeben, die uns seit Kinderzeit so roh gequält und gemartert haben." „Gewiß, mein Elfenkind", drang es bebend von Marthas Mund; „alles

Digitized by Google

haben wir seither erduldet, aber nun müssen die Lindenblüten fliegen."

Und sie flogen am andern Mittag in die Höhe, als die Schwestern gedrängt werden sollten; ganz leise klangen die Worte: o meine Mutter!

Vor das Haus rollte ein Wagen, in welchem die Wichtelfürstin saß, rechts und links begleitet von zwei stolzen Reitern, die den Mädchen nicht fremd waren. „Ich werbe", rief sie, „für die zwei hier um die zwei da und bringe der Eltern Segen aus dem Jenseits."

Da zogen zwei glückliche Brautpaare ab, geleitet von der Wichtelfürstin.

Der Mönch und die Hexe.

In jenen Zeiten, da der Bischof von Rom zumeist als Statthalter Christi auf Erden galt, begab es sich, daß ein Mönchlein von seinem Abt ausgesendet wurde, um Weidenkätzchen für das Palmfest zu holen.

Kaum ein paar hundert Schritte vom Kloster entfernt, stand ein Hexenweib vor ihm, die sprach, er möge solches Beginnen doch lieber unterlassen, denn wenn er nur noch eine Strecke weiter wandere, so würde sie ihm den Hals umdrehen. Das Mönchlein entsetzte sich sehr, ging aber dann das wilde Weib hart an. „Was", lachte die spöttisch, „du glaubst wohl, da man hier euer Kloster noch sehen kann, du wärest geborgen; das sollst du anders erkennen, so du den Bannwald betrittst." Der junge Mönch blieb

Digitized by Google

unerschrocken und zog rüstig voran, während die Hexe ihn Schritt für Schritt mit funkelnden Augen begleitete.

An der großen Eiche des Bannwalds aber sagte sie: „So, nun löse dich, wenn du kannst.“ Da schaute er auf und dachte in den Boden versinken zu müssen, denn aus der wüsten Hexe war die entzückend schönste Maid geworden, die die Sonne noch beschienen haben mochte. „Ich will dir nun selber zu den Weidenkätzchen helfen“, sagte sie, und er ließ es geschehen. Sie suchten und suchten zusammen, und wie sie gefunden hatten, war sein Seelenheil verloren.

Spät am Abend brachte er einen Bund von Zweigen mit nach dem Kloster und legte ihn, als der Pförtner geöffnet hatte, vor dem Altar nieder, wie gebrochen in die Kniee sinkend.

Der Pförtner rief den Abt, und der erschauerte, als er kam und der Tote vor ihm lag. „Sei die Gnade Gottes über uns allen“, betete er, und wie er weiter betete und forschend die bleiche Stirn ansah, las er darauf, was geschehen war.

Der gefallene Stern.

Vom Himmel fiel ein Stern herab, den hatte Gott verstoßen, weil er zu stolz geworden war. Nun lag er ganz klein, aber leuchtend wie tausend Glühwürmchen im Walde. Durch das Abenddunkel kam ein alter Ausgedinger heran, der sich verspätet hatte, und sah von weitem schon das Leuchten, wie er noch nie gesehen hatte. Als er von Furcht ergriffen stehen

Digitized

blieb, begann der Stern zu singen, anfangs ganz leise, dann immer lauter. Der Mann verstand aber nicht, was er sang, und ging davon, so schnell er konnte. Zu Hause erzählte er von dem Leuchten und Singen, doch niemand hatte acht auf den alten, fast immer schlecht behandelten Ausgedinger. In der Nacht wachte der alte Mann aus dem Schlafe auf und sah das Leuchten durch das Fenster und hörte deutlich, wie es sang: „Komm zum Wald, komm nur bald!“ Wie er Tags darauf zum Walde kam, saß an der Stelle, wo es geleuchtet hatte, eine große schwarze Kröte, deren Augen standen voller Tränen. Sie zischelte: „Komm übers Jahr, dann ist es gar“ und kroch in ein Erdloch hinein. Er wartete eine Weile, ob die Kröte noch einmal hervorkommen werde, und als dies nicht geschah, füllte er die Oeffnung mit Erde zu. Von seinen Kindern wurde er, gerade seitdem das geschehen, noch schlechter behandelt als vorher und härmte sich so ab, daß er ganz schwach wurde und oft kaum mehr gehen konnte. Sein kärgliches Essen setzte ihm die Schwiegertochter aber in einer Hundeschüssel auf dem Boden vor. Als das Jahr um war, erhob sich der Alte aus seiner Ecke, die er fast nie mehr verließ, und wollte versuchen, ob er nach dem Wald gehen könne. Da sah er, wie sein kleiner Enkelsohn mit der Hundeschüssel spielte und Hölzchen und Steinchen hinein trug. „Was machst du denn da“, rief die Schwiegertochter, die eben mit ihrem Mann hereinkam, dem Kind zu. Das aber war nicht faul und antwortete: „Ich muß doch lernen, euch die Hundeschüssel zuzubereiten, wenn ihr einmal im Ausgeding seid.“ Der alte Mann hob, ohne etwas zu sagen, die Hand gegen seinen Sohn und die Schwiegertochter empor und ging mühselig nach dem Wald. Daß sein Enkelsöhnchen neben ihm her trippelte, bemerkte er gar nicht, so tief war er in Gedanken, und erst ein lauter Aufschrei des Kindes an der Waldstelle brachte ihn zu sich. Wie geblendet standen Großvater und Enkel vor einer riesigen leuchtenden Kugel, aus der rief eine dem Alten

Digitized by

bekannte Stimme: „Ich muß dir danken, daß du mich im Erddunkel verhüllt hast, denn nach dem Schmerzensjahr werde ich nun wieder, was ich gewesen bin. Willst du mit mir hinauf zur Sternenseligkeit?“ Der Alte erwiderte: „Mich schmachtet wohl nach Himmelsherrlichkeit, aber zuvor möchte ich auch noch ein Teil Erdenherrlichkeit erleben, das wäre, daß die Herzen meiner Kinder weich und gut würden.“ Aus der Kugel sang es leise, halb traurig, halb fröhlich, und sie erhob sich pfeilschnell in die Lüfte. Dem Alten war es, als sei von neuem Lebensmut und Kraft über ihn gekommen. Er hob sein Enkelkind auf und trug es mit starken Schritten nach Hause. Vor der Tür standen Sohn und Schwiegertochter, beide weinend und zerknirscht und baten ihn um Verzeihung. Er aber küßte sie und sagte, es solle alles vergeben und vergessen sein. Nur das Hundeschüsselchen wolle er sich zum Andenken in seine Schlafkammer mitnehmen. So lebten sie noch lange in Eintracht und Liebe zusammen. In dem Schüsselchen aber fand der Alte jeden Morgen ein blinkendes Stück Silber.

Herrenhochmut.

Im Stall nickte das eine Pferd zum anderen: „Höre, es sind nur noch wenig Tage, da wirst du aufgezäumt und gesattelt werden, um den Arzt zum kranken Herrn zu rufen.“ Das andere Pferd nickte und wieherte: „Und du wirst in der Nacht darauf zum Pfarrer hingaloppieren müssen, damit er dem Herrn in der Sterbestunde beisteht.“

Digitized by Google

Als der Herr nun gestorben und begraben war und sein einziger Sohn als Gutserbe eintrat, da hingen die Pferde die Köpfe. Denn der sonst so gutmütige Mensch war auf einmal wie besessen, und man erlebte jetzt schlimme Dinge auf dem Hof. „Was willst du denn, du altes Weib", rief er gleich nach dem Begräbnis seiner Mutter zu, „die Stube hier ist viel zu gut für dich, du hast auch, zusamt der Schwester, mit der Dachkammer genug, in welche der Mond durch das Stroh scheint."

Die Pferde hörten es im Stall und nickten wieder. „Wie lange wird es dauern, bis er den Hals bricht", meinte das eine. „Nicht länger als drei Tage", stampfte das andere.

Da wurden sie eingespannt alle beide, denn der junge Herr wollte zu Gericht in die Stadt, um Mutter und Schwester an die Luft setzen zu lassen. „Ach, Bruder", sagte das Schwesterkind, als er einstieg in den Wagen, „mache doch mit uns, was du willst, aber bewahre deine Seele vor Gott." „Ja, das will ich", rief er im Abfahren, „der Böse mag mir von Gott helfen." Die Pferde rannten los, denn er peitschte sie schändlich. Die Mutter und die Schwester aber sanken in die Kniee und klagten und beteten für ihn.

Als der Wagen fast auf der Höhe war, schnaubten die Pferde und konnten nicht weiter. Ein Wirbelsturm tobte heran, der den Tag verdunkelte, dazwischen tönten Stimmen, wie sie ein Menschenohr kaum hören kann, dann streckte sich ein ungeheuerer Arm her, der führte den jungen Gutsherrn vom Wagen. Die Pferde drehten um und kamen triefnaß und zitternd an auf dem Hof.

Der Pfarrer war schon seit einer Stunde da und konnte die geängstigten Frauen kaum mehr trösten. Wie nun der Wagen wild anfuhr, da erhub er sich und faltete die Hände: „Lasset uns beten für einen Verlorenen." Die Mutter sank wie gelähmt zusammen, die Tochter aber sagte: „Mir kündet mein Blut in der Brust, daß der Bruder nicht verloren sein kann."

Digitized by Google

Sie ging in den Stall zu den Pferden und fragte: „Hansei, was ist?“ „Gebrochen liegt er im Widerriß.“ Sie fragte weiter: „Falva, gibt's keine Rettung mehr?“ „Ach wohl, ach wohl, doch eilet es sehr.“

Da eilte sie sich und wanderte ins Abenddunkel hinein, bis ihr die Füße wund wurden, und fand einen Toten zwischen den Tannen. Bei ihm saß ein schwarzer Mann, der knirschte mit den Zähnen und sah mit rollenden Augen zu, wie ein Flämmchen bald aus des Bruders Mund, bald in denselben hineinschlüpfte. Das war seine Seele. Als das Flämmchen grade wieder in den Mund hineingegangen war, hielt ihn die Schwester mit der linken Hand fest zu, erhob die Rechte gegen den schwarzen Unhold und rief mit lauter Stimme: „Weiche von hinnen in Gottes des Allbarmherzigen Namen.“ Da wich der Unhold.

Sie nahm des Bruders Kopf auf den Schoß, ihm den Mund noch fester mit dem ihrigen zudrückend, bis er die Augenlider aufschlug und sie erkannte. „Ach, Schwesterchen, mein Sinn war schon lange tot.“ „Wie ward denn dir dein Sinn tot, du armer Bruder mein?“ „Schwesterchen, es kam, als der Vater starb; da wollte ich aufweinen vor Jammer, hörte aber eine Stimme, die mir zuflüsterte, ich sei ja ein Narr, was ich denn weinen wolle, ich sei ja doch jetzt der Herr hier, und ich weinte nicht.“

Hand in Hand gingen nun die Geschwister hinab zur Mutter. Er fiel nieder vor ihr und weinte Tränen um Tränen. Da war er gerettet, und Mutter und Schwester mit ihm.

Digitized by

Der redende Stein.

Als ein Bauersmann früh morgens sein Feld pflügte, stieß die Schar an einen großen Stein und legte ihn bloß. Der Stein schrie auf und hub an zu sprechen: „Nun habe ich schon deinem Vater, Großvater und Urgroßvater zugerufen, und keiner hat mich gehoben. Willst auch du mich nicht heben?“ Dem Bauer wurde es gruselig, und er machte eiligst, daß er über die Stelle wegkam. Sein Sohn, der beim Pflügen mitging, hatte sich auch entsetzt, aber er behielt, was geschehen, genau im Gedächtnis.

Als er nun nach Jahren die Wirtschaft übernommen hatte und das Feld mit dem großen Stein wieder an der Reihe zum Pflügen war, kam der Stein auch wieder einmal zum Vorschein und redete wie damals. Der junge Bauer war dreist und habgierig und hatte schon längst gedacht, daß unter dem Stein Schätze lägen, die gehoben werden könnten. Er lief rasch nach Hause und brachte einen Hebebaum herzu, mit dem er den Stein wenden wollte. Da flog ein Rotschwänzchen auf den Stein, rückte sich, bückte sich und zwitscherte: „Laß es doch, laß es doch.“ Er scheuchte es ein paarmal weg, doch es kam immer zurück, bis es zuletzt davon flog. Nun setzte der Bauer hastig den Hebebaum an und stemmte sich, bis der Stein zur Seite rollte. Unter dem Stein war ein Loch im Boden, und aus dem kroch eine dicke schwarze Spinne hervor, die eiligst in der Richtung nach der Stadt fortlief. Der Bauer, der ihr verdutzt nachblickte, sah noch, wie da, wo sie lief, dunkler Dampf qualmte.

Digitized by Google

Nun begann ein großes Sterben in Stadt und Land. Alt und Jung, Gesund und Krank, Mann und Weib, Reich und Arm wurden scharenweise dahin gerafft, und die ganze Gegend war schier anzusehen wie ein einziger Friedhof.

Da wurde eine Versammlung aller überlebenden Männer auf freies Feld einberufen, um zu raten und zu helfen, was zu raten und zu helfen sei. Noch war nicht viel geredet, als ein Rotschwänzchen dem Bauer, der den Stein gehoben hatte, auf den Hut flog. Es rückte sich, bückte sich und zwitscherte: „Der da ist's, der da ist's!" Der Bauer wurde kreideweiß vor Schrecken, und alle stürmten auf ihn ein, bis er abgebrochen erzählt hatte, was sich am Stein damals zutrug. Ein alter Mann streckte die Faust hoch in die Luft und rief laut: „Er hat den schwarzen Tod losgelassen und muß jetzt sühnen." Und es wurde beschlossen, daß des jungen Bauern einziges Kind in die Grube gestoßen und der Stein darüber gewälzt werden solle.

Sie holten das Kind und taten es in die Grube, wie es auch weinte und jammerte. Dann wollten sie den Stein auf das Loch wälzen, und wie einer das nicht fertig brachte, da stemmten sie sich zu zweien und dreien und noch mehr, soviel ihrer nur anfassen konnten. Da kam das Rotschwänzchen auf den Stein geflogen, rückte sich, bückte sich und zwitscherte: „Geht nach Haus, geht nach Haus, gesühnt ist der Graus." Sie gingen, und der Bauer nahm an allen Gliedern zitternd sein Kind aus dem Loch zu sich.

Mit dem großen Sterben aber war es zu Ende von dem Augenblick an.

Schuppinis.

Wenn Fastnacht da ist, dann muß zum Mittagsmahl Schuppinis auf dem Tisch stehen. Das gehört sich, daß die schöne Erbsenspeise in keinem Haus fehlt. Wenn es aber gut ist, daß jede Mahlzeit in Ruhe und Frieden verzehrt werde, so gilt dies ganz besonders von Schuppinis. Sonst bekommt das Hexenvolk leicht Oberhand an diesem Tag.

Als nun in dem Schulzenhof das Mittagsmahl aufgetragen wurde, kam die Frau aus dem kleinen Insthaus am Wald und blieb an der offnen Tür des Eßzimmers stehen. „Was willst du, Urthe?" rief der Schulze. „Ach Herr, wir haben ja heute nicht Schuppinis bei uns, gebt uns doch ein wenig." Der Schulze winkte seiner Frau zu und befahl, daß der Arbeiterfrau eine große Schüssel gefüllt werden solle. Kaum hatte sie die Schüssel, da sprach sie auch schon, ob sie nicht ein Stück Braten dazu kriegen könne. Und als sie auch das erhielt, setzte sie hinzu, von dem Zuckerkand und Kuchen könne sie und ihr Mann doch auch etwas brauchen. Die am Tisch hatten sich schon längst ärgerlich angeblickt, und die Hausherrin rief ihr verweisend zu: „Ja, Urthe, wenn ihr wenigstens noch Kinder hättet, denen ihr Zuckerkand und Kuchen geben könntet." Der Schulze aber, als er die Instfrau so unverschämt werden sah, warf ihr im Zorn einen Teller nach dem Kopf. Der Teller traf nicht, aber von da an begann es schief zu gehen, um meilenweit herum. Schon mittags prügelte sich alles in den Insthäusern, und später nachmittags kam auf dem Schulzenhof eine

Digitized by Google

Anzahl Nachbarn mit essigsauren Gesichtern zu Besuch Einem war eben ein Rind gefallen, dem andern war ein Paar Schweine krepiert, diesem lahmte ein Pferd, und jener hatte sich beim Rasieren tief in den eignen Backen geschnitten.

„Mariken", sagte der Mann zu seiner Frau, „wir haben es immer so gut gemeint, und was ist das nun!" Dabei schauten sie in den Garten und sahen, wie die störerliche Instfrau hinter einem Busch verschwand und gleich darauf eine gelbgraue Katze daraus hervorsprang.

Beim Abendbrot wollte die verdrießliche Stimmung gar nicht weichen, und nur der jüngste Sohn des Hauses, der sich alles gemerkt hatte, schaute mit hellen Augen herum. Wie nun beim Nachtisch die Katzen hereinschlichen, um zu betteln und wo möglich etwas fortzunaschen, erschaute der Junge die gelbgraue, als sie eben Anstalt machte, ein großes Stück Kuchen vom Tisch zu ziehen. Da faßte er sein Messer fest in die Hand und hieb ihr die Krallen ab. „Du Döskopp", schrie es, und die Katze war auf einmal die Instfrau, die mit blutenden Fingern hinausstürzte.

Da gab es ein Gejohle und Gelächter bei den Gästen, und alle wurden wieder lustig und froh. Das Katzenfell am Boden warf man hinaus, und die Instfrau wurde nie wieder gesehen.

Digitized by Goog

Feenkind und Menschenkind.

Die Feenkönigin war hart hintereinander gekommen mit ihren Untertanen, und als es gar nicht mehr anders geraten wollte, da verbannte sie alles was Feen hieß auf zehn und noch einmal halb zehn Jahre aus ihrem Reich. So viele ihrer waren, alt und jung, zogen die Feen ab, gehorsam wie sie sein mußten; nur eine unter ihnen hatte zuviel Unbill erfahren von der Königin und durfte in den fünfzehn Jahren die Verbannung einmal durchbrechen.

Die Königin saß nun allein mit ihrem Töchterchen und wäre dessen gern ganz froh gewesen, wenn sie nicht gedacht hätte, daß ihrem Kind doch eine Spielgefährtin fehle. Sie zog hinüber nach den Wohnungen der Menschen und schaute sich um. Aber nirgends fand sie, was für ihr Kind taugen konnte. Sie wollte schon unverrichteter Sache in ihr Reich zurückkehren, da hörte sie aus einem einsam gelegenen Dorfhaus jammervolles Wimmern und Klagen, so daß selbst ihr kühles Feenherz erschrak; Vater und Mutter waren gestorben in dem Haus, und das Kind wälzte sich verlassen auf dem Stubenboden herum. Da nahm sie es auf und gedachte: „Du mußt es ja wohl sein."

Und wie sie das Menschenkind heimgebracht, fielen sich die beiden kleinen Mädchen um den Hals, als wären sie Geschwister. Es dauerte aber nicht lange, da kam, während die Königin die Grenzen untersuchte, jenes gekränkt verstoßene Feenweib herein, fand die beiden Mädchen schlafend und vertauschte ihnen die Herzen in der Brust.

Das Menschenkind mit dem leichten Feenherzen gedieh von da ab wunderbar, das Feenkind aber mit dem heißen, sehnsuchtsvollen Menschenherzen in seinem zarten Körper wurde der Mutter Leid und Trübsal, so oft sie in die großen, traurig verwunderten Augen in dem feinen Gesichtchen sah. Dabei gewann sie das

Digitized by Google

Menschenkind immer lieber und duldete sogar, daß die beiden Mädchen hinüber gingen zur Waldwiese, wo die Dorfjugend Reigen tanzte. Nur mußten sie genau zur bestimmten Stunde wieder diesseits der Grenze sein.

Eines Abends hatten sie um die Wette mit dem schönsten aber auch eitelsten Burschen getanzt, der ihnen so sehr gefiel, und der nun vor Uebermut fast platzte. Er schien aber nur für das Menschenkind Auge zu haben, so daß das Feenkind Stich über Stich empfand in seinem Herzen. Obwohl sich die Mädchen nach dem Tanz sehr mit der Heimkehr eilten, war doch die Stunde herum, und das Feenreich lag noch eine gute Strecke entfernt. Da trat jenes Feenweib wieder heran zu den beiden, hauchte sie an, daß sie besinnungslos niedersanken, und vertauschte ihnen abermals die Herzen.

Von da wollten beide Mädchen von dem schönen Tanzburschen nichts mehr wissen. Das Feenkind ging gar nicht mehr zum Reigen und wartete auf den Prinzen, den ihm die Mutter verloben wollte. Das Menschenkind aber tanzte nur noch mit dem jungen grünen Jägersmann, der angekommen war, und der sie heimführen wollte in sein Forsthaus als Frau Försterin.

Am Tag, als die fünfzehn Verbannungsjahre der Feen um waren, wurde Hochzeit gefeiert bei der Königin, und die Prinzenbraut von der Försterbraut zur Trauung geführt. Als die Försterbraut nach einer Woche selbst Hochzeit hatte, kam die Feenkönigin mit Tochter und Schwiegersohn dazu, um das junge Försterpaar leben zu lassen und es zu beschenken. Da fing der eitle Tanzbursche in Wut und Bosheit an zu schimpfen und zu lästern, bis die Feenkönigin ihn in einen Frosch verwandelte. Nun bläht er sich und quakt mit den anderen Fröschen im Sumpf, wenn die Dorfjugend Reigen tanzt.

Digitized by Google

Die Königstochter.

Draußen auf der See kämpfte ein Schiff hart mit Wind und Wellen. Die Leute am Strand schauten aber ruhig zu und rührten sich nicht zu helfen, denn sie hatten ein Feindesschiff erkannt. Das Schiff hielt sich immer wieder oben und wäre davongekommen, wenn es nicht auf das Steinriff gestoßen wäre, welches sich in die See hinein erstreckte. Da barst es auseinander, und bald trieben die Trümmer an, in deren Mitte nur ein einziger Schiffbrüchiger war.

Der stand kaum auf seinen Füßen, als er sich bückte, einen Span von den Trümmern aufhob und ihn in die Tasche steckte. Die Strandleute höhnten ihn und riefen, da behielte er ja ein gutes Andenken an sein Schiff und an seine ertrunkenen Gefährten. Der Fremde aber schwieg und ließ sich nach dem Sitze des Königs führen.

Dorthin war die Nachricht schon gelangt, daß der fremde Feindesprinz gefangen sei, und der König hatte sich mit seinen Häuptlingen schon beraten, was zu machen wäre, um den kostbaren Waffenschmuck zu erhalten, den die Feinde vor Jahren auf ihrem eiligen Rückzug an der Küste vergraben hatten. Der junge Prinz weigerte sich aber den Ort anzugeben, auch als man ihm mit dem Tod drohte, und wurde zuletzt gefesselt in den Kerker geworfen. Als gar kein Rat werden wollte, was anzufangen sei, kam ein altes Zauberweib vor den König angehumpelt und sagte, sie wisse ein sicheres Mittel. Man möge dem Prinzen die rechte Hand abhauen und verbrennen, dann würde der Rauch gerade nach der Stelle hinstreichen und sich dort in die Höhe erheben. Das sollte denn am nächsten Morgen geschehen. Die Tochter des Königs hatte aber mit Schrecken gehört, was dem schönen fremden Prinzen bevorstand, und konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Digitized by Google

Als er nun anderen Tages zum Beil geführt werden sollte, bat sie ihren Vater flehentlich, er möge dem Prinzen doch wenigstens die Fesseln abnehmen lassen auf so schwerem Gang. Kaum war das geschehen, als der Prinz in die Tasche griff und den Holzspan von seinem Schiff hervorzog. Den wirbelte er um den Kopf und warf ihn dann hoch in die Luft. Da wurde der Span zu einem riesigen Seeadler, auf dessen Rücken der Fremde sich schwang und emporflog. „Herr König", rief er dem zu, „willst du mir deine Tochter zum Weibe geben, so kann alles noch gut werden zwischen uns." Der König aber schäumte vor Wut und wollte von nichts hören. Der Prinz flog weiter und senkte sich am Strand noch einmal zu Boden, wo er einen anderen Span von seinem Schiff aufhob, ehe er den Blicken der Nachschauenden über dem dichten Wald verschwand. Der König ließ seine Tochter in den festesten Turm bringen und darüber noch ein Netz flechten, damit der Adler nicht herzu könne. Wie der nun kam und nicht an den Turm konnte, ließ er den Holzspan fallen, der sich alsbald in eine weiße Maus verwandelte. Die schlüpfte hindurch zur Prinzessin und brachte ihr Botschaft vom fremden Königssohn, der bat, sie möge doch um Mitternacht, wo die Wachen sicher schliefen, mit der Maus an das Netz kommen. Das tat sie in heißer Liebe zu dem Bräutigam, dem sie ihr Herz schon verlobt hatte, und in heller Entrüstung über den grausamen Vater. Die Maus nagte ein großes Loch in das Netz, die Prinzessin schlüpfte durch und fand ihren Herzallerliebsten draußen. Da gingen sie Hand in Hand mit tausend süßen Reden nach dem Wald, wo sie in der Morgendämmerung den Adler fanden. Der schlug schon freudig mit den Flügeln. Der Prinz setzte ihm seine Braut auf den Rücken und sagte: „Stolzer Vogel, bring sie zur Mutter mein, dort soll nun auch ihre Heimat sein." Der Adler sollte aber, sobald er die Prinzessin hingebracht und sich ausgeruht habe, zurück kommen und auch den Prinzen abholen. Als dieser nun noch seiner Braut

Digitized by Google

nachblickte, umringte ihn unversehens die Wache des Königs und führte ihn vor denselben, der sich nicht zu fassen wußte ob des Weggangs seiner Tochter und ganz weichherzig geworden war. Der Prinz sprach: „Herr König, laß uns ehrlich Frieden schließen; ich habe deinen besten Schatz geholt, und wenn ich sie dir als meine Frau hierher bringe, dann sollst du auch den Waffenschmuck haben, der in eurem Boden verborgen liegt."

Der König war es gern zufrieden und wollte dem Prinzen gleich ein Schiff rüsten lassen zur Heimfahrt, damit dort so schnell als möglich Hochzeit gemacht werden könne. Der Prinz aber erklärte, das ginge nicht, dazu könne ihm nur das Holz seines eigenen Schiffes helfen. Wie er sich nun nach der Trümmerstelle wandte und suchte, konnte er nicht ein einziges Splitterchen mehr finden und ward sehr traurig, daß er nun noch viele Tage bleiben und auf den Adler warten müsse. Auf einmal quiekte es laut neben ihm, und die weiße Maus sprang in die Brandung. Sie tauchte unter und holte zwischen den Steinen einen Holzspan vom Schiffe, der sich da eingeklemmt hatte.

„Daraus willst du dir wohl wieder einen Adler machen und davonfliegen", spöttelte der König. „Nein, das kann ich nicht", gab ihm der Prinz zur Antwort, „es muß immer ein anderes sein." Er zog den Span hin und her, wie man ein Schiff zieht, und stieß ihn dann in die See hinein. Da lag das schönste Boot reisefertig, und die Maus sprang gleich hinein. Der König mußte laut lachen und stieg auch mit dem Prinzen ein, denn es wäre ihm doch zu leid gewesen, nicht auf die Hochzeit kommen zu können. Die ward dann mit großer Pracht gefeiert, und als die Neuvermählten den König zurück begleiteten, erhielt dieser den vergrabenen kostbaren Waffenschmuck.

Digitized by Google

Vom kranken Schwesterchen.

Auf einen harten strengen Winter wollte der Frühling wieder kommen, aber das Schwesterchen lag krank und geschwollen im Bette und konnte gar nicht wieder gesund werden. Da sprach eines Tages die Mutter zu dem kleinen Hans: „Hänschen, es gibt nur noch ein Mittel, mit welchem deinem Schwesterchen geholfen werden kann, das ist ein Wachholderzweig, der drüben auf der Grenze abgebrochen wird am Ostersonntage, wenn die Glocken morgens zur Kirche läuten.“ Der kleine Hans war gleich bereit zu gehen, und da am andern Tage Ostern war, brach er ganz frühe mit dem ersten Morgengrauen auf. Die Mutter hatte ihm aber noch gesagt, daß er sich unterwegs nirgends aufhalten dürfe, noch mit niemanden, der ihm begegne, ein Wort sprechen oder von jemanden etwas nehmen dürfe, bis er den Wachholderzweig habe. Als Hänschen schon ein tüchtiges Stück Weg gewandert war, kam er an ein großes schönes Haus, das er zuvor nie gesehen hatte. Aus dem Fenster schauten zwei wunderhübsche freundliche Mädchen, die riefen ihm schon von weitem entgegen. „Ach, du lieber kleiner Hans, was mußt du aber hungrig und durstig sein, komm schnell herein zu unserem Frühstück, wir haben Milch und Honig, Kringel und Zuckerwerk, soviel das Herz nur begehrt.“ Das klang Hänschen gar schön in den Ohren, denn er war in Wahrheit hungrig und durstig, aber er besann sich noch zur rechten Zeit und ging schnell seines Weges weiter. Nach einer Stunde kam er an den sonnigen Abhang einer Waldblöße. Da wuchsen schon reife rote Erdbeeren, und zwei Jungen sprangen herum und sammelten davon. „Hans, Hans“, riefen die herüber, „komm doch zu uns zu den köstlichen frischen Erdbeeren, und nachher spielen wir zusammen mit den Häschen und Vögelchen.“ Das

Digitized by Google

arme Hänschen kam es gar hart an, nicht hinüber zu gehen, aber er dachte an das kranke Schwesterchen zu Hause und setzte unverdrossen seinen Weg fort.

Der führte nun durch den dicken, dicken Wald, darin es gar schaurig und finster war, so daß Hans ohne es zu merken noch viel rascher ging als zuvor. Mit einem Male hörte er einen ängstlichen Hilferuf. und im Kopfumdrehen erblickte er einen Zwerg, der mit zerzaustem Barte und blassem erschrocknem Gesichte auf ihn zusprang. „Ach, du guter Junge", rief das Männchen, „wenn du mir nicht hilfst, bin ich verloren. Meine Feinde sind hinter mir her und wollen mich umbringen, wenn du mich aber in das Astloch dort an dem großen Eichbaum hineinsetzest, so haben sie keine Macht mehr über mich, und ich bin gerettet. Ach, guter Junge, hilf mir doch!" Hans hatte Mitleid mit dem unglücklichen kleinen Zwerg und hob ihn hinauf zum Astloche. „Das soll dein Segen sein", rief das Männchen und huschte schnell hinab in den hohlen Eichstamm. Kaum war der Zwerg verschwunden, da brauste und tobte es durch den ganzen Wald, als sollte alles zusammenbrechen. Wildaussehende Männer von ungeheurer Größe kamen hin- und hergelaufen, und zwei von ihnen stürzten sich auf Hans, der eben umsonst versuchte, durch das Gebüsch zu entrinnen. Mit furchtbaren Stimmen brüllten sie ihn an, er solle gleich sagen, ob er keinen Zwerg im Walde gesehen habe. Hans schüttelte nur mit dem Kopf und wollte sich losreißen, aber die wilden Männer hielten fest und brachten ihn auf einen freien Platz vor den Anführer. Der sah noch viel schrecklicher aus als seine Leute und fragte auch gleich nach dem Zwerge. Aber Hans schüttelte immer nur mit dem Kopf und schwieg. Darob ergrimmte jener dergestalt, daß er dem Jungen drohte, er wolle ihn gleich erstechen mit dem Schwerte, wenn nicht sofort Bescheid gegeben würde. Wie er aber sein Schwert grade herausziehen wollte, erklangen auf einmal von der Grenze her die Osterglocken, welche zur Kirche läuteten. Des Hauptmanns Hand fiel starr

Digitized by Google

herunter wie von Stein, und er konnte nicht mehr sprechen. Von seinen Gesellen sank einer nach dem andern zu Boden, und sie wurden immer starrer und steifer, bis man zuletzt gar keine Männer mehr sah und nur noch ein Haufen schwarzer Felsblöcke dalag. Eilends sprang nun Hänschen fort, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, und war voller Angst, ob er auch noch recht käme, um den Wachholderzweig zu pflücken. Schon wurde es lichter zwischen den Bäumen, und er sah ganz deutlich die Waldgrenze, da hörten die Glocken auf zu läuten, und Hänschen sprang nun in heller Verzweiflung noch die letzten paar Schritte bis aufs Feld.

Als er nun da stand und sich besann, ob er doch noch einen Zweig abbrechen solle oder ob das nun nicht ganz umsonst sei, hörte er neben sich ein Gekicher und Gelächter, und wie er sich danach wandte, war es ja wahrhaftig der Zwerg wieder, dem Hans im Walde geholfen hatte. Das Kerlchen tanzte vor Freude auf einem Beinchen und schwang hoch über sich einen Wachholderzweig. „Ich habe ihn dir gepflückt, du guter Junge, nun nimm den Zweig gleich zu dir, damit dein Schwesterchen gesund wird. Aber drei Nadeln davon behalte zurück, die stecke in deinen Strohsack und schlafe heute nacht darauf.“ Sprach's und war verschwunden.

Hänschen drehte um nach Hause, aber da war es, als ob der Weg gar keine Entfernung hätte. So rasch kam Hänschen voran, daß er kaum zwei alte bucklige Männer an der Stelle sehen konnte, wo die Knaben Erdbeeren gesucht hatten, und zwei zahnlose, triefäugige alte Weiber, wo morgens die hübschen Mädchen am Fenster gewesen waren.

Das Schwesterchen wurde gleich gesund, und wie der kleine Hans am andern Morgen aufwachte, weil ihm sein Strohsack gar zu hart vorkam, hatten die drei Wachholdernadeln alles Stroh in Gold verwandelt.

Der Tod auf der Ofenbank.

Vater und Mutter standen am Neujahrsmorgen vor der geöffneten Stubentür und guckten hinein. Die Stube war am Abend sauber ausgefegt und mit Sand ausgestreut worden, und niemand hatte sie nachts mehr betreten dürfen. Nun sahen sie aber doch Fußspuren am Boden, die gingen bis zur Ofenbank. Da wußten sie, daß der Tod dagewesen sei und auf der Bank gelegen habe. Da wußten sie auch, daß er im Laufe des Jahres kommen und Sterben in das Haus bringen wolle. „Ach Mann", jammerte die Mutter, „wenn es noch eines von uns beiden wäre; aber die Kinder, die Kinder, daß Gott bewahre." Der Mann tröstete sie, es sei doch auch schon dagewesen, daß der Tod im Haus sich umsonst gezeigt habe, sie wollten nur ruhig abwarten.

Die älteste Tochter, die sehr klug war, hatte nachts schlaflos in der Kammer neben der Stube gelegen, da, wo die Wand der Ofenbank am nächsten war. Als es zwölf Uhr schlug, hörte sie von drüben aus der Stube eine Stimme murmeln: „Daß nur niemand umdreht und den Rücken mit Schmerzwasser wäscht." Das Mädchen sagte kein Wort von dem, was es gehört, und besann und besann sich. Bald wußte sie, daß mit dem Umdrehen die Bank gemeint sei. Was das aber mit dem Schmerzwasser bedeuten solle, darauf konnte sie nicht kommen. Als sie nun allein in der Stube war und die schwere Bank mühsam umdrehte, überkam sie beim Gedanken, daß eins von den Eltern

Digitized by Google

oder Geschwistern doch nun sterben müsse, ein solcher Schmerz, daß ein Strom von Tränen aus ihren Augen schoß und den Rücken der Bank benetzte. Sie wusch mit ihrer Schürze ab, daß die ganz naß ward. Nun verstand sie, was der Tod gemeint hatte, und ihr wurde es ganz froh zu Mute.

Das Jahr verging, ohne daß der Tod sich gezeigt hätte, und er mußte wohl einen rechten Schrecken vor dem Haus bekommen haben, den alle darin wurden uralte Leute, bis sie ganz lebenssatt waren.

Luggestalt.

In dem Walde, der sich an der Grenzscheide des Dorfes entlang zieht, spukte es schon seit geraumer Zeit. Da kam es wohl, daß ein Kind Gras suchte und seine Mutter winkte ihm zwischen den Bäumen; und wie das Kind auf den Waldpfad gekommen war, winkte ihm die Mutter immer noch weiter und weiter, bis das Kind unversehens im Lehmbruch lag und fast ertrunken wäre. Oder einen jungen Burschen lockte sein Schatz in das Dickicht hinein, bis er zu spät den Abgrund am Rand der Steinblöcke merkte und halbzerschmettert unten liegen blieb. Sogar der Herr Pfarrer hatte mehr als einmal einen Beichtling durch mahnende Winke in die Bäume hinein gebracht und sie dann elend in den Zackenästen einer Eiche oder zwischen den Baumwurzeln hängen lassen, bis sie greulich zerschunden waren. „Du", sagte da eines Tages Kaspar zu Jochem, „so kann es nicht länger bleiben; niemand

Digitized by Google

will es nachher gewesen sein, der das Querzeug verübt hat, und es war doch sicher jemand; wir wollen das Untier greifen, was hinter allem dem steckt." „Na schön", erklärte Jochem, „ich bin dabei, aber wie machen wir es?" „Geh nur voran", sagte Kaspar, „und wenn dir, was es auch sei, begegnet, so folge ein paar Schritte, setze dich aber dann hin, als ob du eingeschlafen wärest."

Wie nun der Kaspar Jochem nachsah, hatte der seinen Vater vor sich; Jochem stolperte aber dem Vater kaum etwas nach und fiel dann wie schlaftrunken um. Als dann Kaspar näher kam, sah er ganz deutlich, wie Jochems Vater sich in Kaspars Schwester verwandelte.

„Ei, liebe Schwester", rief er, als sie ihn, in den Wald gehend, freundlich anlachte, „ei, liebe Schwester, halte nur hier ein Augenblickchen bei uns aus; ich gehe gleich mit, es steckt mir nur ein Steinchen im Stiefel, das muß ich erst herausnehmen; du könntest mir ein kleinwenig helfen, den bösen Stiefel auszuziehen."

Und als die Luggestalt kam und tat, als wolle sie helfen, da schlug ihr der Stiefelabsatz von Kaspar auf die Nase, daß es krachte.

„Au, bläh, au, bläh", schrie es, und was glaubt ihr wohl, daß es gewesen sei? Es war des Müllers Schafbock, der jedesmal, wenn sein Herr im Moltern betrogen hatte, die Macht bekam, Menschengestalt anzunehmen und die Leute quer zu treiben.

Osterlind.

Vor Zeiten lebten einmal zwei Eheleute, die hatten ein Töchterchen, das hieß Osterlind. Der Vater war ein stiller sanfter Mann, der fast immer traurig aussah, und hatte auch dessen Ursache, denn die Frau war eine böse zänkische Sieben, die dem armen Manne das Leben sauer genug machte. Osterlind aber wuchs frisch und schön auf wie eine Mairose und war gut und fromm von Herzen. Wenn die Mutter die beiden hart angefahren hatte und dann draußen in der Küche herum tobte und rumorte, saß das Kind auf des Vaters Schoß und sah ihm treu und herzig in die Augen. Da sprach der Vater:

„Ach Osterlind,
Wie soll das noch enden,
Bald wird sich's wohl wenden,
Behüt dich Gott, mein Kind."

Eines Tages, da der Mann schon lange blaß und elend herumgegangen war, trieb es das schlimme Weib ärger als jemals. Da stieg der Mann hinauf in die Kammer, schloß hinter sich zu und fing an zu weinen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und weinte und weinte fort, bis er tot war. Von dem Augenblicke an erschien das böse Weib wie umgetauscht, und als man den armen Vater zu seiner letzten Ruhestätte gebracht hatte, verfiel sie selbst in eine schwere Krankheit, von der sie nicht wieder genas. Osterlind hatte die Mutter treulich und sorgsam verpflegt. Da küßte sie das Kind noch einmal und sprach:

Digitized by Google

„Verzeih mir Gott, mein Kind,
Nun will sich's wenden,
Mög dir's gut enden,
Ach Osterlind."

Und nach drei Tagen war sie auch gestorben und begraben.

Da stand das Kind nun gar einsam und verlassen in der Welt, denn von aller Verwandtschaft hatte es keine Seele mehr, als eine alte Base in der Stadt. Und arm wie eine Kirchenmaus war Osterlind auch, denn es zeigte sich bald, daß Garten und Häuschen mit allen Habseligkeiten darin fremden Leuten gehörten. Als nun von dem alten wohlbekannten Hausrat ein Stück nach dem anderen weggeholt wurde, tat Osterlind das Herz bitterlich wehe. Nur einen alten halbzerbrochenen Kamm, der ihrem Vater gehört hatte, ließen die Leute liegen, und als Osterlind sah, daß niemand den Kamm haben wollte, nahm sie ihn zu sich. Die Leute lachten, und nur einer, der mitleidiger war als die anderen, griff in die Tasche und gab ihr noch einen Groschen auf den Weg. Da ging das Kind gar traurig fort aus dem Elternhause. Die Nachbarin hielt sich die Schürze vor die Augen, als sie es vorbeikommen sah, sprang schnell in die Stube und brachte ein mächtig großes Stück Brot heraus. „Nein", sagte Osterlind, „ihr habt es selbst so nötig." „Nimm es doch", entgegnete die Nachbarin, „sonst kann ich ja die ganze Nacht nicht schlafen, ach Osterlind, geh mit Gott, du Kind." Da nahm Osterlind das Brot, drückte der Frau zum Abschied die Hand und schlug den Weg ein, der zur Stadt führte.

Als Osterlind schon ein paar Stunden gegangen war, kam sie in einen tiefen Wald, der gar kein Ende nehmen wollte, und zuletzt ward es so dunkel, daß sie kaum mehr zwei Schritte weit vor sich sehen konnte. Sie setzte sich unter einen großen Eichbaum, der hart am Wege stand, und wollte vor Betrübnis schier verzweifeln. Während sie so mit gesenktem Kopfe da saß,

fühlte sie einen Stich unter dem Kinn, und als sie nachsuchte, was das wohl sein möge, faßte sie den Kamm, der oben in dem Kleide steckte, und wie ihn Osterlind faßte, da klang es ihr ins Ohr: „Bald wird sich's wohl wenden, ach Osterlind.“ Der Kamm knisterte und knasterte im Haar, als ihn das Mädchen durchzog, und es sprühte nur so von Funken bis hoch hinauf in die großen Waldbäume. Ueberall begann es zu leuchten und leben, und dem Mädchen ward es gar wohlig zu Mute. Die Häschen kamen gesprungen und häuften weiches Moos um das Kind, die Bienen summten heran und brachten ihr süßen Honig, die Eichhörnchen kletterten herab und trugen Osterlind in den Pfötchen Nüsse zu, daß sie lachen mußte über der Menge, die gar nicht aufhören wollte. Dazwischen klang und sang es von tausend Vögelein, und Osterlind wußte nicht mehr, ob sie wache oder träume. Darüber ward es Morgen nach der linden lauen Sommernacht. Die Sonne küßte ihr den rosigen frischen Mund, da sprang Osterlind auf und schüttelte den Schlaf ab. Hell schaute sie um sich und wanderte so lustig und fröhlich des Weges weiter, wie ihr fast noch nie gewesen, bis sie gegen Mittagszeit in die Stadt kam. Hier aber begann es ihr wieder schlecht zu gehen. Sie fragte und fragte die Leute, die ihr begegneten, nach der Base Haus, aber niemand wußte Bescheid. So zog sie ängstlich und verschüchtert unter den vielen Menschen und durch die großen fremden Straßen, bis sie endlich auf den Marktplatz kam. Da setzte sich Osterlind müde und hungrig, wie sie war, auf eine Treppenstufe und schaute in das Getriebe vor ihr her. Dicht bei ihr standen die Händler, welche Hühner, Enten und Tauben verkauften, und der Markt ging rasch zu Ende, so stark feilschten und holten die Leute. Nur ein Händler blieb noch zurück mit seinem Korb. Darin saß ein Hahn, der so struppig und armselig anzusehen war, daß niemand etwas darauf bieten mochte. „Du garstiges Tier“, rief der Mann, „wenn ich dich nicht los werde, so werfe ich dich an der

Digitized by Google

Brücke ins Wasser, daß du elend ertrinken mußt." Das dauerte aber Osterlind doch zu sehr, daß das arme Tier so umkommen sollte. Sie griff in die Tasche und holte ihren Groschen hervor. „Wollt ihr mir den Hahn dafür geben?" fragte sie den Mann. Der aber machte nicht lange Federlesens, nahm den Groschen, und da hatte sie den Hahn auf dem Schoße. Ein Restchen von dem Brote der Nachbarin war noch da, davon aß sie selbst nur wenig und gab das meiste dem verhungerten Tier. Und als nun der Hahn freudig gluckste und knurrte, da wußte sie auf einmal, wo die Base wohnte.

Nur wenige Schritte noch um die nächste Straßenecke, und sie stand vor der Haustüre, die war seltsam geschnörkelt anzuschauen, und der Hahn zuckte und sträubte die Federn, als das Mädchen anklopfte. Von drinnen kamen langsame Schritte angeschlürft, und eine heisere Stimme fragte:

„Wer klopft denn da an mein Haus?
Das Unglück geht hinein, das Glück geht hinaus."

Osterlind antwortete:

„Ich bin es, eurer Schwester Kind,
Base, ich heiße Osterlind."

„Ei, ei", rief es drinnen, der Riegel knarrte, und als sich die Türe auftat, erschrak das Mädchen, denn so gelb und verrunzelt hatte sie sich die Base doch nicht gedacht. Und das wußte das gute Kind erst recht nicht, daß die Base eine arge schlimme Hexe war. Die aber sagte ein über das andere Mal: „Komm herein, du süßes Marjellchen!" Der Hahn zappelte gewaltig, und Osterlind schauerte es kalt über den Rücken, aber was wollte sie machen; denn die Base hatte sie schon an der Hand ergriffen und zog sie hinein in den Hausflur. „So", sagte die Alte mit ganz veränderter Stimme, „nun laß dich nieder in die Stube, deinen Hahn da aber setzen wir in den Verschlag unter der Treppe, dort findet er Futter und Wasser genug." Als nun Osterlind in die

Digitized by Google

Stube trat, vergaß sie im Augenblick alles, denn da drinnen war lauter Pracht und Herrlichkeit. Die Wände waren mit Gold und Azurblau bemalt, von der Decke hingen prachtvolle Kronleuchter herunter, die man in den vielen großen Spiegeln zu Dutzendmalen wiedersah, auf dem Boden lagen köstliche Teppiche, darauf standen Sessel und Ruhebetten mit Samt und Seide überzogen, rings herum liefen Gestelle, in deren Fächern die kostbarsten Geräte sich befanden, kurz, es war ein Glanz und ein Reichtum, daß man es eigentlich nicht beschreiben kann. Das hatte sich die Base alles schon erzaubert mit ihren Künsten, aber der Sinn stand ihr auf immer noch mehr, und je dichter sich die Schätze in den weiten Stuben und Kammern häuften, desto unersättlicher ward ihre Gier nach immer Neuerem und immer Schönerem. Vor einem der Ruhebetten stand ein Tischchen gedeckt, darauf waren die feinsten Leckerbissen, die es nur gibt. Da mußte sich nun Osterlind niederlassen, und in ihrem Hunger und Entzücken zugleich ließ sie sich auch nicht lange nötigen und sprach den guten Sachen fleißig zu, trank auch ein Gläschen von dem süßen feurigen Weine, aber als sie das kaum hinunter hatte, sank sie um auf dem Ruhebette und verfiel in ein tiefen, tiefen Schlaf, der bis zum anderen Morgen dauerte.

Nun aber konnte das schlimmste Zauberwerk der Base beginnen. Vor drei Monaten war des Königs einziger Sohn beim Baden im Flusse verschwunden, man wußte nicht, war er ertrunken, oder hatten ihn Räuber entführt, oder was sonst aus ihm geworden war, denn alle Nachforschungen blieben vergebens. Der König grämte sich dermaßen darob, daß er krank wurde und immer kränker. Da ließ er bekannt machen unter allem Volke, daß, wer ihn gesund machen könne, die Hälfte seiner Schatzkammer als Lohn bekäme, wem es aber gelänge, den verlornen Prinzen wieder zu bringen, der solle die andere halbe Schatzkammer haben und noch dazu etwas wünschen dürfen, was er wolle. Das stach der alten habgierigen Hexe gewaltig in die

Digitized by Google

Nase, aber wie sie es auch anfangen mochte mit ihren Zauberkünsten, um das Schicksal des Prinzen zu erfahren, immer brach ihr der Zauberschlüssel ab, wenn sie schon gewonnen zu haben glaubte. Vor Aerger und Ingrimm darüber wurde sie noch viel gelber und runzliger, als sie zuvor schon gewesen war, zuletzt aber dachte sie, daß die Schatzkammer doch auch etwas Schönes sei, und verlegte sich darauf, den König gesund zu machen. Bald hatte die Hexe herausgefunden, daß dazu ein Trank aus sieben köstlichen Stoffen nötig sei, den sie leicht brauen konnte, dann aber weiter noch etwas, das sie nicht so leicht schaffen konnte. Es mußten nämlich noch hinein drei Tropfen Blut, die aus dem Herzen eines unschuldigen schlafenden Mädchens gezogen waren. Das Mädchen an der Hand der Hexe mußte dann den fertigen Trank selbst dem Könige kredenzen, der davon sofort gesund ward. Aber so lange er trank, mußte die Hexe das Mädchen fest an der Hand halten, sonst war sie verloren. Hielt sie aber fest, so lange der König trank, so mußte das Mädchen sterben auf der Stelle.

Beim Morgengrauen schlich die Alte an das Ruhebett, wo Osterlind noch im tiefsten Zauberschlafe lag, stach ihr mit einer spitzen langen Nadel ins Herz und fing die drei Tropfen roten Blutes, die herausflossen, mit einer goldnen Schale auf. Als die Alte weggegangen war in ihre Hexenküche, um den Trank zu bereiten, erwachte das Mädchen und wußte zuerst gar nicht, wo sie wohl sein möge, bis sie vor der Türe das Gluckſen des Hahnes hörte. Flugs sprang sie hin vor den Verschlag, schmeichelte und lockte das Tier und zog inzwischen ihren Kamm heraus, um sich die Haare zu strählen. Wie sie dies aber tat, begann der Hahn urplötzlich zu sprechen: „Ach, Osterlind, es eilt, du Kind.“ Osterlind erschrak sehr, aber das Tier redete weiter und sah sie dabei an, daß ihr ganz eigen im Herzen wurde, als flögen Blutstropfen daraus und hinüber zu dem Hahn. „Höre genau“, sagte der eilig, „die Base wird gleich kommen und dich mit

Digitized by Google

ins Schloß zum Könige nehmen wollen. Weigere dich nicht zu tun was sie will, aber sage, du wolleſt mich mitnehmen. Laß mich nicht zurück, laß mich nicht zurück, sonst bist du verloren, und noch jemand dazu, der dich lieb hat."

Osterlind huschte eilig in die Stube hinein, denn vom Ende des Ganges hörte man schon die schlürfenden Tritte der Base. Während das Mädchen noch nachsann über das, was sie eben vernommen hatte, und sich nicht denken konnte, wer das wohl sein solle, der sie armes verlassenes Ding lieb hätte, trat die Alte mit sehr freundlichem Gesichte und Gutenmorgen herein, und alles kam so, wie der Hahn gesagt hatte. Als Osterlind ohne den Hahn nicht gehen wollte, durfte sie ihn auf den Arm nehmen, und so ging es zum Königsschlosse. Der alte König freute sich sehr, daß er geheilt werden sollte, und nahm den Becher aus Osterlinds Hand. Während er aber trank, flog der Hahn geschwind der Hexe, die des Mädchens Hand gefaßt hatte, an den Kopf und begann ihr dermaßen nach den Augen zu picken, daß sie Osterlind los ließ und voller Entsetzen zur Seite sprang. Da war aber der Hahn verschwunden, und zwischen Osterlind und der Base stand ein fein und vornehm aussehender junger Mann. Der alte König ließ vor Jubel und Ueberraschung den leeren Becher fallen und rief ein über das andere Mal: „Mein Sohn, mein lieber Sohn."

Nun mußte der Prinz erzählen, wie es ihm ergangen war, wie ein Wasserweib ihn im Flusse hinuntergezogen und drunten in ihrem Kristallpalaste zum Gemahl begehrt hatte, wie er das aber nicht gewollt, und wie sie ihn dann in einen häßlichen Hahn verwandelt habe mit dem Zauberfluche, daß er nur durch drei Blutstropfen aus dem Herzen eines unschuldigen Mädchens erlöst werden könne, die ihn an ihre Brust gedrückt habe. „Und da steht sie", sagte der Prinz, sich nach Osterlind wendend, „die meinem Vater den Heiltrank mit ihrem Blute gereicht und mich wiedergebracht hat. Soll aber jemand noch einen Wunsch

tun dürfen, so will ich ihn tun, daß Osterlind mein liebes Gemahl werde, sie ist noch mehr wert als eine Königin zu sein." Dem alten König war nichts lieber, als er das hörte und Osterlind anschaute, und Osterlind sagte auch nicht nein, denn der Prinz saß ihr schon zuvor im Herzen, ehe sie es wußte. Als man sich aber nun nach der Base umschaute, war die fort. Voller Verzweiflung war sie nach ihrem Hause gehumpelt und hatte dort so lange herumgetobt, bis sie vor Wut barst und als schwarzer Rabe zum Schornstein hinausflog.

Osterlind und der Prinz hielten eine glänzende Hochzeit, und alles Volk jubelte und freute sich. Die gute Nachbarin mit ihren Kindern ließ Osterlind in die Stadt kommen und schenkte ihr das Haus der Base mit allem, was darin war. Dann gab der alte König seinem Sohn und Osterlind das Königreich und setzte sich zur Ruhe. Lange und glücklich lebten sie zusammen, und ich habe nichts davon gehört, daß sie gestorben wären.

Die Bernsteinzwerge.

Wo die See anbrandet ans Ufer, da sind in den steilen Lehmwänden Hunderte und Hunderte von Schwalben in ihren kleinen Nestlöchern. Dazwischen lag, und das ist schon sehr lange her, ein großes Geklüfte, darin wohnten Zwerge, die hüteten den Bernstein. Ehe andere hinkamen, waren sie allein mit den Schwalben und Möven und dem sonstigen Getier, was den Strand bevölkert. Als aber die Leute eindrangen mit dem Fischerboot und dem Pflug, da

Digitized by Google

wurden die Zwerge boshaft. „Seht doch", sagte einer, der hieß Alfweit, „wie sie uns das Leben verderben. Wir müssen sie umbringen." Und so ward beschlossen, daß in einer dunklen Nacht, wenn die Leute schliefen, sie alle getötet werden sollten mit den Zwergdolchen und Pfeilen.

Unter dem Dach einer Fischerhütte hatte ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut, und Jahr um Jahr flogen die Jungen zwitschernd und glückselig hinaus, gehegt und geliebt von den Bewohnern. Von diesen Schwalben stammen die Hausschwalben, wie sie noch jetzt bei uns fliegen.

Als nun in der nächsten Nacht die Zwerge mordgierig anrücken wollten, da kam am Abend vor Sonnenuntergang das Schwalbenweibchen an das Fenster und rief: „Tschiwitt, tschiwitt, bleibt wach, Schlimmes es gitt." Und schlug dabei so mit den Flüglein an, daß das Blut hinabtropfte.

Die Leute blieben wach und ließen alle Nachbarn ringsum zusammen kommen. Und als die Zwerge nun gegen Mitternacht heranschlichen, wurden sie alle in Fischernetze gesteckt und mit schweren Steinen in die See gesenkt.

Man sagt aber, ertrunken wären sie darum doch nicht, und wer gut sehen kann, der soll schon manchmal einen Zwergkopf aus dem Boden des Küstenabhangs haben hervorlugen sehen. Wie könnte man auch, wenn keine Zwerge mehr da wären, begreifen, daß die Rabuscher, die Bernstein stehlen wollen, so oft von Erdklumpen befallen werden, wenn sie nachts heimlich graben.

Der Wunschhut.

Ein armer Waisenknabe war als Lehrling in die Stadt geschickt worden und hatte ein trauriges Leben geführt, bis jetzt, wo seine Lehrzeit zu Ende ging.

Nach dem ärmlichen Abendbrot, was die Meisterin noch mit Schimpfen und Keifen würzte, wanderte der junge Bursche gern noch ein wenig am Fluß entlang, um die Schiffe zu betrachten, die da ankerten. Seit ein paar Tagen schon war ihm ein Schiff aufgefallen, welches sonderbar ruhig dalag, ohne daß von Mannschaften oder Beladung etwas zu merken war. Er stand nach Sonnenuntergang und schaute das Schiff wieder an, als eine Hand sich auf seine Schulter legte und eine Stimme zu ihm sprach, ob er nicht einmal hineinkommen wolle ins Schiff. Dem Jungen gefiel das faltige braune Gesicht des Mannes, der ihn angefaßt hatte, gar nicht, aber er folgte doch an Bord, denn er war zu neugierig, was da wohl los sein könne. Kaum waren sie unten angelangt, als der Schiffer schon einen alten Wandschrank aufschloß und ein Hütlein herausnahm, das er dem jungen Menschen darreichte und dessen eignen Hut dafür verlangte. „Du machst kein schlechtes Geschäft", meinte er zu ihm, „denn wenn dein Hut hier aus dem Schrank, worin ich ihn lege, herauskommt, so wird der Hut, den ich dir gebe, zum Wunschhut, der dir erfüllt, was du auch begehrst." Der Jüngling ließ sich denn auch den Huttausch gefallen und ging nach Hause.

Am andern Tag war ihm beim Hutaufsetzen, als ob Blei auf seinen Kopf drücke; den folgenden Tag

Digitized by Google

war es noch ärger, so daß er abends eilig nach dem Flusse ging, um dem Schiffer sein Leid zu klagen. Er traf ihn nicht an und wollte das Schiff schon verlassen, als er einen tiefen Seufzer hörte und beim Zuschauen einen bleichen, hohläugigen Gesellen wahrnahm, der ihm zuwinkte. Der Bursche fragte ihn, wer er sei? „Ich bin das Schiffsgespenst", war die Antwort. „Ich kann dir helfen, und du kannst mir helfen, wenn du tust, was ich dir sage; tust du es nicht, so wird dir morgen, wenn der Herr deinen Hut aus dem Schrank nimmt, das Gehirn im Kopf verbrennen; das ist der Zauber, mit dem er sich immer lebend erhält, denn er ist schon ein paar hundert Jahre alt, und das haben viele frische junge Burschen wie du mit ihrem Kopf bezahlen müssen. Ich aber möchte so gern sterben und kann es nur, wenn einer wie du das Todeslos mit mir tauscht. Willst du es tun?" schloß das Gespenst erschöpft und wie verzweifelt, „ich lechze schon so lang nach Erlösung."

Den Jüngling hatte es bei den Worten des Gespenstes wie mit Fieberfrost geschüttelt, und er konnte lange nicht antworten, denn die Zunge klebte ihm fest am Gaumen. Das Gespenst sprach gar nicht mehr, sondern hob ab und zu flehend die Hände empor und seufzte. Endlich raffte der Jüngling sich auf und erklärte, er werde alles tun, was das Gespenst wolle. Da gingen sie in die Kajüte. Das Gespenst berührte die Schranktür mit seinem knöchernen Zeigefinger, und sie sprang auf. Nun mußte der Jüngling durchs Fenster den Hut ins Wasser werfen, den er auf dem Kopf hatte. Dann nahm das Gespenst den anderen Hut aus dem Schrank und sagte: „Nun ist das der Wunschhut, nun kannst du dir Himmel und Hölle zusammenwünschen, und nun ist uns beiden geholfen." In dem Augenblick, als die dürre Gespensterhand dem jungen Burschen den Hut aufsetzte, barst das Schiff mit lautem Knall entzwei, und der Jüngling schwamm auf einer Planke weit und immer weiter den Fluß hinab.

Digitized by Google

„Ich wünsche, ich säße wenigstens in einem ordentlichen Boot", sagte er vor sich hin, und kaum gesagt, war es geschehen. Dann wünschte er sich etwas zu essen, und gleich stand ein herrlich gedeckter Tisch vor ihm. Als er satt war und um sich blickte, war er auf offnem Wasser, und weit in der Ferne blinkten die Türme einer Stadt. Er überdachte alles, was mit ihm geschehen, und kreuzte und segnete sich über und über, denn der Wunschhut begann ihm doch bedenklich zu werden. Und wie er sich besann, was für Wünsche der Hut ihm noch gewähren könne, da sprang neben dem Boot ein riesiger Fisch in die Höhe bis fast an ihn heran, der schnappte nach ihm und machte ein Gesicht, daß der Jüngling an den alten Zauberschiffer denken mußte. So wollte er lieber auf alles verzichten und wünschte sich nur noch, daß ihm durch die Kraft des Hutes noch ein einziger guter Wunsch in Erfüllung gehen möge. Und wie er das gesagt, schärfte sich sein Blick, daß er bis in das Innere eines Hauses der jetzt schon nahen Stadt hineinsah. Da trat zu dem alten Meister in der Werkstatt sein Töchterlein und brachte ihm das Frühstück. Das Mädchen war aber so schön und lieblich anzusehen, daß dem Jüngling das Herz in der Brust laut klopfte. „So wünsche ich denn, daß die in dem Hause dort einmal meine liebe Frau und Meisterin werden möge."

Da flog das Boot, heidi, zur Stadt, und der Jüngling trat in das Haus hinein. Der Meister nahm ihn zum Gesellen an, und als der Alte sich zur Ruhe setzte, ward die Tochter des jungen Meisters Frau.

Digitized by Google

Die Turmuhr.

In einem Schloß, das vor Zeiten stand, war eine Turmuhr, so groß, wie man wohl selten eine findet. Ihre Zeiger waren wie zwei Schwerter, und auf dem Zifferblatt war ein rundes Loch, durch das man über den ganzen Hof und weit und breit blicken konnte. In diesem Schloß hauste ein strenger Gebietiger, der war gar stolz und gewaltig. Und wenn die Turmuhr schlug, daß man es weithin im Land hörte, sagte er: „So laut muß man im Land hören, daß alles meinen Befehlen zu folgen hat."

Da kam des Wegs ein fremdes junges Bürschlein, das einen zahmen Star auf der Schulter trug, und als der Herr vorüber ritt, grüßte es diesen nicht, da es ihn nicht kannte. Der Herr aber ergrimmte darob und schrie den Jungen an, er solle auf die Kniee fallen und Abbitte leisten. Das Bürschlein blieb ruhig stehen und schaute den bösen Mann verwundert an, bis der es greifen und in den Schloßhof führen ließ, wo es nach einer Stunde hingerichtet werden sollte.

Der Star war in die Luft geflattert und schrie den Gebietiger an: „Das soll dich deinen eigenen Kopf kosten." Darauf setzte er sich auf einen Baum im Schloßhof und pfiff, daß es der Junge hören konnte: „Sei nur ruhig, sei nur ruhig, ich will ihn schon führen, daß sein Hochmut fällt." Dann flog er eilends davon.

Als die Stunde beinahe herum war, drängte es auf einmal den Gebietiger, er wußte selbst nicht wie, daß er

Digitized by Google

auf den Turm steigen solle, um der Hinrichtung zuzusehen. Er streckte den Kopf durch das Loch der Turmuhr und blickte hinab. Der Henker wartete auf den Befehl zuzuschlagen, aber der kam nicht, und das Gesicht des Gewaltigen begann sich zu verzerren. Sein Hals stak zwischen den Zeigern fest, und es dauerte kaum noch ein paar Augenblicke, da fiel der Kopf in den Hof hinab. Die Leute, die da standen, gerieten in großen Aufruhr, und der junge Bursche ging kreidebleich, aber unangefochten seines Weges weiter.

„Das war ein Gottesurteil", sagte der Henker selbst. Der Star aber blieb für immer verschwunden.

Die Lebensbäume.

Der Vater sagte zu seinem jüngsten Kind, das der Liebling aller war, die Mutter sei todkrank und werde den Abend nicht erleben, wenn kein Wunder geschehe. Das Kind ging trostlos herum und fragte die Leute, die ihm begegneten, was ein Wunder sei. Da kam eine bleiche Frau einher, die der Mutter so ähnlich sah, als wäre sie ihre Schwester. Die nahm das Kind bei der Hand und sprach zu ihm: „Ich weiß, wo eure Lebensbäume stehen und will dich hinführen, du mußt dir aber die Augen verbinden lassen und nie mehr den Weg finden, sonst ist es dein früher Tod, darfst auch zu Haus nicht sagen, wo du warst." Als sie am Ort angelangt waren, zeigte die Frau mit dem Finger: „Das ist der Lebensbaum deiner Mutter;

Digitized by Google

siehst du die Schlange an der Wurzel herumkriechen? Nimm einen Stein und zertrümmre ihr den Kopf, dann wird die Mutter genesen." Das Kind tat so, und zu Hause angekommen fand es die Mutter frisch und froh und großen Jubel bei dem Vater und bei den Geschwistern. Als wieder ein Jahr um war, legte sich auch der Vater schwer danieder. Die Kleine konnte es nicht lassen, suchte lange nach den Lebensbäumen und fand endlich auch den des Vaters, an welchem die Schlange herumkroch. Es erschlug sie und sank dann selbst tot nieder. Da kam ein Engel Gottes und trug sie in den Himmel. Der Vater war erschöpft eingeschlafen, als das böse Fieber vergangen war, da hatte er einen Traum, in dem er alles sah, was geschehen, und erzählte es beim Erwachen der Mutter, die in bitteres Weinen ausbrach. Dann aber lächelte sie unter ihren Tränen. Nun hatte das Haus einen Schutzgeist, wie es so leicht keinen wieder gibt.

Der Elchhirsch.

Auf der kurischen Nehrung weidete ein Hirtenjunge die Rosse des Dorfes. Von der Waldecke, wo er stand, ließ er die Augen über das Haff gehen und erblickte da einen Punkt, der rasch herüber schwamm. Eine Weile darauf sah er noch viel entfernter ein Boot rudern, in dem Männer saßen. Der Punkt war dicht an das Ufer gekommen, da erkannte der Junge einen Elchhirsch, der aus dem Wasser stieg und in mächtigen Sätzen der anderen Ecke des Waldstreifens

Digitized by

zueilte, der sich am Haff hinzog. Gleich darauf kam hinter dem Waldstreifen der Elch herangetrabt und blieb ängstlich blickend vor dem Jungen stehen. Den erbarmte der Blick des Tieres, und er fragte unwillkürlich: „Was willst du denn?“ Zu seinem Erstaunen antwortete der Hirsch: „Ach, setze dich doch auf meinen Rücken und decke mein Geweih mit deinem Schlapphut. Wenn du dann mit den Rossen nach dem Westwald jagst, werden meine Verfolger glauben, du säßest auf einem Pferd, und werden einer falschen Spur nachgehen.“ Der Junge tat, wie ihn der Elchhirsch gebeten. Er sprang auf, lehnte den Kopf mit dem Schlapphut vor das Geweih, pfiff seinen Rossen und stob dahin. Wie nun das Boot landete und die Männer mit ihren Gewehren ans Ufer stiegen, kümmerten sie sich nicht um die fast schon verschwundene Roßherde und gingen nach der entgegengesetzten Seite, wo sie den Hirsch zuletzt erblickt hatten. Der aber war nun im Westwald mit seinem Reiter geborgen, ließ den absteigen und redete, noch keuchend von dem überschnellen Lauf: „Das sei dir tausendmal gedankt, ich will dir vergelten so gut ich kann. Wenn du von hier grade nordwärts nach der See zu gehst, so findest du am Strand die Baumstümpfe des längst untergegangenen alten Waldes. Du kannst den größten von ihnen nicht verfehlen. Wir Hirsche können gar lange leben, wenn wir dem Jäger nicht zur Beute fallen, und ich weiß von meinem Vater, der es mit ansah, als der Wald dort noch rauschte, daß an dem großen Eichbaum ein Goldschatz vergraben ward.“ Sprach's und sprang davon, um unbemerkt über das Haff zurückzuschwimmen und sich drüben in den tiefsten Ellernbrüchen zu bergen. Kaum war er eine halbe Stunde fort, da kamen fünf Jäger, die doch mit ihrem Hund die Spur gefunden hatten, heran und stellten sich drohend vor den Hirtenjungen. „Ich habe doch recht gehabt“, sagte der eine, „als ich hinter deinem Hut eine Geweihzacke zu sehen vermeinte. Wo ist dein Reittier?“ „Fort übers Haff“, lachte der Junge. „Na, da sollst du auch seinen schönen

Digitized by Google

Dank mit einer Tracht Prügel haben." „Oho", war die Erwiderung, die ganz patzig klang, „er hat mir bereits schön gedankt und mir den Goldschatz verraten." Die Jäger horchten hoch auf, und der Junge verwünschte jetzt seine Dummheit. Aber was half das noch. Der Abend war schon hereingebrochen, die Pferde hatten bis auf einen alten Schimmel, der nicht wich, den Weg zum Stall gesucht, und die Jäger umringten den Hirtenburschen mit gespannten Gewehren, um ihn zu erschießen, wenn er ihnen den Weg zum Goldschatz nicht zeigen würde. Der Schimmel wieherte leise, und der Junge verstand, daß er die Jäger irreführen wolle bis in den Triebsand, wo sie stecken bleiben müßten. So geschah es auch. Die Jäger steckten bis an die Brust im nassen Triebsand und suchten sich gegenseitig mit tausend Mühen herauszuhelfen. Inzwischen war der Junge mit dem Schimmel an den riesigen Baumstumpf gelangt und griff auf gut Glück zwischen den abgestorbenen Wurzeln in den Boden hinein. Und Glück hatte er, denn er zog gleich beim ersten Mal ein schweres Kästchen hervor. Zu Haus öffnete er es bei seiner Mutter, indem er ihr die ganze Geschichte erzählte und einen Haufen Goldstücke herausnahm. „Du warst immer ein wackerer Junge", rief diese voll Freuden, „nun aber erfüllst du mir meinen liebsten Wunsch, daß wir zu deiner Schwester und ihren Kindern in die Stadt ziehen können." Sie packten gleich am frühen Morgen auf, und in der Stadt wurde der Junge ein Student, der es im Leben einmal weit brachte.

Digitized by Google

Der Mövenschrei.

Manche sagen, die Möven wären die von den Menschen gehegten und nicht unterdrückten bösen Gedanken und Empfindungen und müßten deshalb ruhelos zwischen See und Land hin und her fliegen. Die Möven künden durch ihr trauriges Geschrei, wenn Sturm herannaht, aber sie künden auch durch einen besonderen Schrei, wenn ein verlorener Mensch in bitterer Lebensgefahr allein liegt. Nun kam es vor, daß die Frau eines Besitzers um die Zeit des Abendbrotes ausging, nach ihrem Mann zu suchen, der neuerdings gar zu oft im Dorfkrug saß und in heftigem Zorn und Unmut Haus und Hof vernachlässigte. Er war aber nicht mehr da, sondern längst weggegangen.

Tiefbekümmert, ob ihm nichts zugestoßen sei, ging sie ihrem Hause zu und sah auf der Straße ein altes Weibchen, das vor Schwäche und Müdigkeit jeden Augenblick umzusinken schien. Das dauerte sie gar sehr, sie unterfaßte die Alte und führte sie in die Wohnstube, bettete sie in einem weichen Sessel und labte sie mit Speise und Trank, aber auch mit gütigen Worten. Wes aber das Herz voll ist, des geht der Mund leicht über, und so erzählte sie ihren Kummer und ihre Sorge der Alten. Die hörte ruhig zu und blieb eine Weile ganz stumm. „Trauteste Frau", sprach sie dann, „ich bin nicht, was ich scheine, ich kann und will dir beistehen, denn du bist brav und menschenfreundlich. Dein Mann ist den kaum mehr

Digitized by Google

bekannten Pfad gegangen, der nach dem Hünengrab führt, und hat sich unterwegs lang aufgehalten, nun kommt er bald an den tiefen Grenzgraben, über den ein Baumstamm als Steg liegt, der ist aber schon längst morsch und wird unter ihm zusammenbrechen; du allein und niemand sonst kann ihn retten. Gehe gleich nach dem Hünengrab zu, und wenn du den spitzen Mövenschrei hörst, wirst du ihn finden." Sie ging und fand ihn schon im Graben, mit dem Untergang kämpfend. Stark wie sie war, zog sie den schon halb Bewußtlosen heraus und führte ihn heim. Das alte Weibchen war verschwunden, aber auf dem Tisch stand ein mächtiger Strauß von Lilien und Rosen, die verbreiteten einen Wohlgeruch, als käme er aus dem Paradies. Tief atmend stand der Mann davor, und es ging ihm wie ein Blitz durch die Seele. Er versank in tiefen Schlaf bis zum andern Morgen. Als er erwachte, war ihm, als hätte er Monate lang einen schlimmen Traum geträumt. Er sprang auf wie neugeboren. Und als sie dann Kinder bekamen und die heranwuchsen, sagten sie immer ganz stolz, ihr Vater sei doch der beste von allen Männern, die es gäbe.

Digitized by Google

Inhalt.

*

Der kleine Gernegroß 3
Der Goldschuh 5
Des Kindes Brot 7
Hundegrete 9
Das Eichhorn am Galgen 10
Die schlimme Krügerin 12
Pickel-Pockel 14
Der Ritter und der Bauer 18
Kegelklas 19
Die drei Herzen 22
Das Heimtier 24
Tod und Teufel 29
Bruder Schlosser und Schneider 32
Im Himmel und auf Erden 34
Der verschollene Sohn 36
Vom Alpdrücken 37
Vom Rechnen 38
So lieb wie das Leben 40
Die zwei stolzen Reiter 42
Der Mönch und die Hexe 45
Der gefallene Stern 46
Herrenhochmut 48
Der redende Stein 51
Schuppinis 53
Feenkind und Menschenkind 55
Die Königstochter 57
Vom kranken Schwesterchen 60
Der Tod auf der Ofenbank 63

Digitized by Google

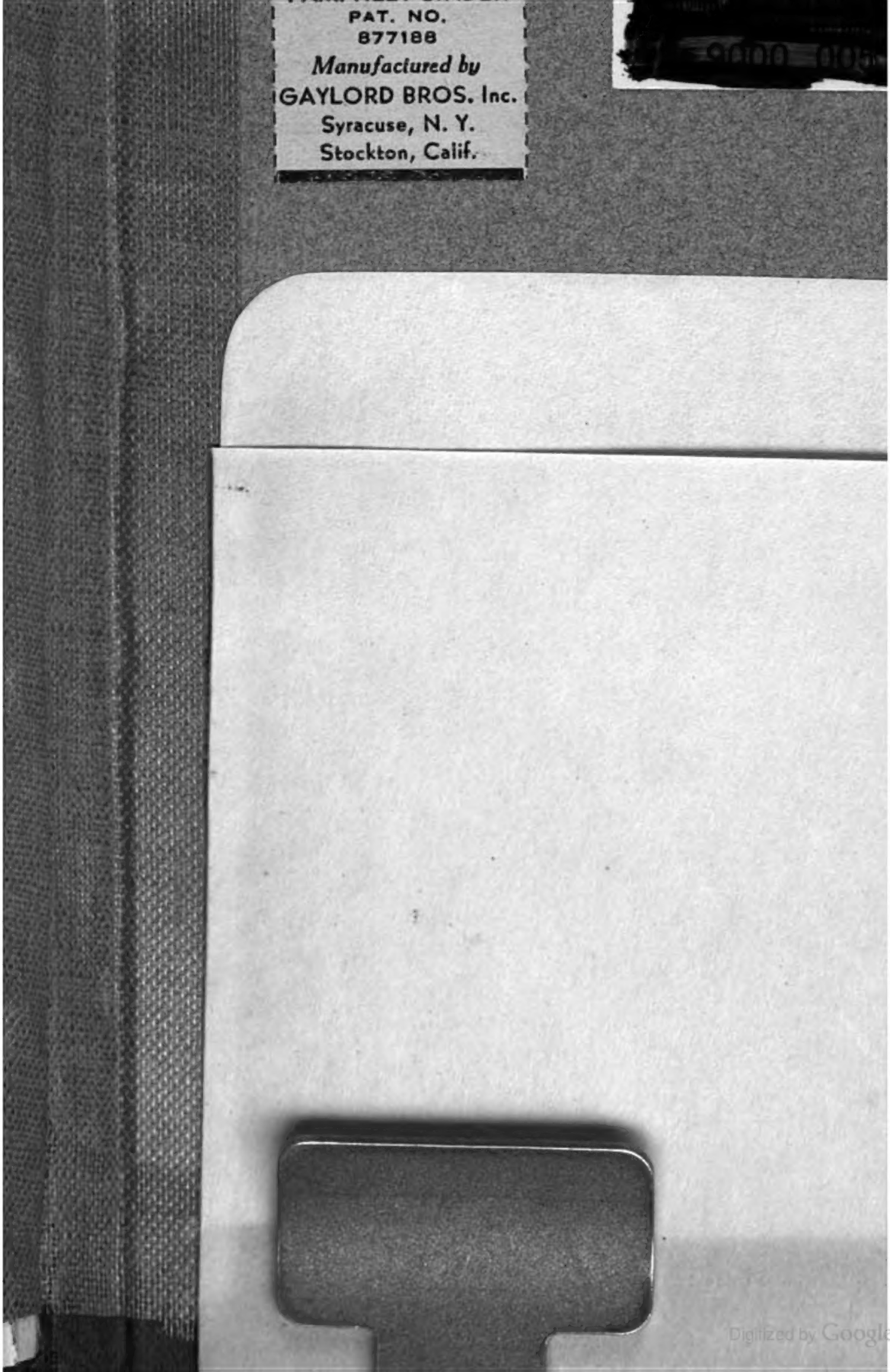
Luggeſtalt 64
Oſterlind 66
Die Bernſteinzwerge 73
Der Wunſchhut 75
Die Turmuhr 78
Die Lebensbäume 79
Der Elchhirſch 80
Der Mövenſchrei 83

Digitized by Google

Digitized by Google

Date Due

Library Bureau Cat. no. 1137



Digitized by Google

ALF Collections Vault
3 0000 118 523 558

Digitized by Google